

Das Felsenkind.

Erzählung von
DR. C. G. BARTH.



Ms. 25,

136

Wilhelm Kayser 24

Eigentum von Einschr. Nr. 24

Gertrud Kayser

Stationsstr. 18.

Gertrud Kayser

Ⓜ Bad Wörzenthalm
Stadionstr. 18

Einschr. Nr. 24

Das Sessenkind.



Eine Erzählung für Christenkinder

von

Dr. Chr. G. Barth.

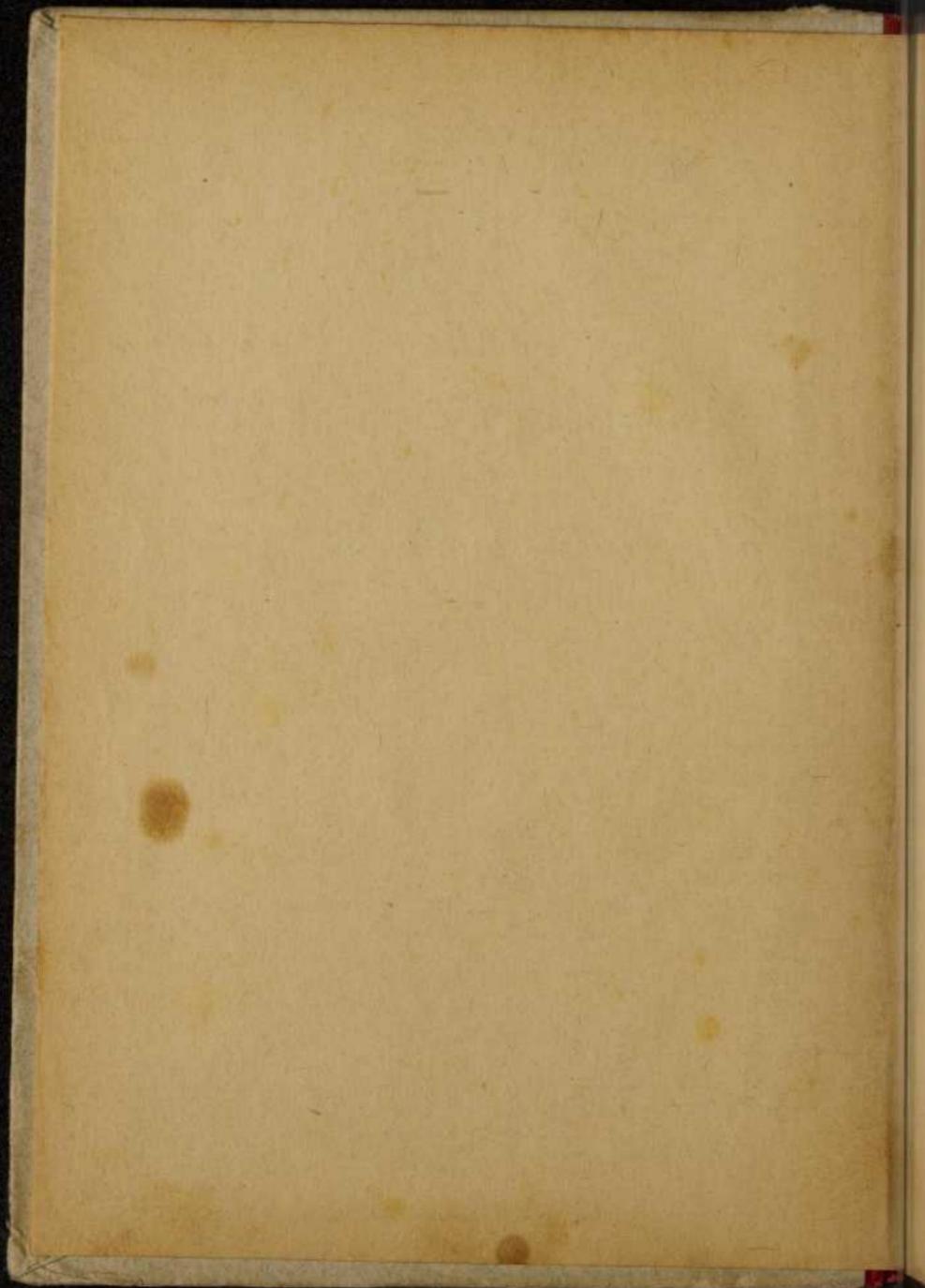


Neue Ausgabe.



Carl Hirsch in Konstanz.

Für die Schweiz: Evangelische Buchhandlung, Emmishofen.



1. Die Flucht.

Diesmal, liebe Kinder, führt euch der Erzähler zunächst einmal nach dem südlichen England, auf die Küste von Kent. Dort auf dem hochgelegenen Strande steht eine Fischerhütte, von einem armen Fischer und seiner Frau bewohnt, aber nicht mehr lang, wenigstens nicht von beiden. Das Fischergewerbe ist kein gefahrloses; ihr wisset, daß schon auf dem kleinen See Genezareth zuweilen ein Sturm entstand, der die Bootsleute in Angst brachte, wie viel mehr auf dem weiten Meere, wo die Wellen zuweilen hundertmal größer werden als ein Fischerboot!

Der Mann fährt eines Tages ganz allein in seinem Boote hinaus auf die hohe See, in frischer Gesundheit und gutem Mut, um sein Netz in Hoffnung auszuwerfen, und, so Gott seinen Segen darauf legte, einen reichen Zug zu thun; denn er und die Seinen sind mit ihrem Unterhalt einzig auf den Ertrag des Fischfangs angewiesen. Wenn's gut geht, kann er am Abend zurückkommen; die Frau wenigstens hofft es, und in dieser Hoffnung sieht sie ihm nach, so lange sie noch etwas von dem Schiffein erblicken kann, bis es endlich in der Ferne nur noch wie ein zweifelhafter schwarzer oder weißer Punkt erscheint und endlich ganz verschwindet. Dann setzte sie sich mit ihrem Nähzeug — sie näht ein Hemd für ihren Gatten — an das offene Fenster der Hütte und schaut von Zeit zu Zeit hinaus auf die See und am Horizont umher, ob kein bedenkliches Gewölke aufsteige, dem ein Sturm folgen könnte.

Die Leute, die am Meere wohnen, haben ein scharfes, durch Erfahrung geübtes Auge, und sehen es einer Wolke

halb an, was sie vor hat, gleichwie ein geübter Menschenkenner in den Augen eines andern lesen kann, ob er eine böse Absicht im Schilde führt. Die Wolke, die dort am fernen Meeresrande immer höher steigt, will ihr nicht recht gefallen; bald leidet sie's nicht mehr auf ihrem Stuhle; sie muß hinaus und sich im Freien umsehen, ob etwas droht. Der Wind kommt ihr bedenklich vor, und ehe sie sich's versieht, ist der ganze Himmel überzogen: das Meer fängt an unruhig zu werden; aus dem Winde wird ein Sturm, der den Regen vom Norden herab peitscht und wie aus gewaltigen Orgelpfeifen um die Hütte her rauscht und musiziert. Bald sieht man vom Meere nichts mehr als die nächsten Wogen, die ans Ufer branden; die Luft ist voll Gisch und Nebel und Regentropfen; die arme Frau hat sich wieder zu ihrer Arbeit ans Fenster gesetzt und kann es nicht schließen, obgleich der Regen durch dasselbe hereinschlägt und ihre Arbeit durchnäßt; denn ihr Herz ist vor Angst zum Zerspringen voll und sie muß doch Atem holen können. Zuweilen steht sie auf, weil's ihr zu eng wird und geht im kleinen Stübchen auf und ab und ringt die Hände und seufzt und ruft aus tiefster Seele: „Ach Gott, erbarme dich und bringe mir meinen Mann wohlbehalten ans Ufer!“

Aber sie muß sich immer wieder setzen und mit angestrengten Blicken hinaussehen, ob nicht das Schiffelein am Strande sich zeige. Sie harret darauf so sehnlich, wie Siffers Mutter auf das Rollen der Räder seines Wagens. Ist das dort nicht das weiße Segel seines Bootes? Ach nein, es ist nur der täuschende Schaum auf dem Gipfel einer Welle; und sein Segel muß er ja bei so schauerlichem Wetter eingezogen haben. Aber immer trüber wird die Aussicht; die Abenddämmerung ist eingetreten und geht schnell über in finstere Nacht. Der bekümmerten Frau wird es immer ängstlicher zu Mute; sie zündet die Lampe an und stellt sie an das andere Fenster, damit der unglückliche Mann, wenn er das Ufer erreicht, einen Wegweiser habe; dann giebt sie ihrem kleinen Knaben, der müde und

schläfrig geworden, sein Nachteffen und legt ihn zu Bette. Sie selbst wagt es nicht, sich niederzulegen; der Mann könnte ja doch noch kommen, und schlafen ließe sie die Angst auch nicht. Weil sie jetzt nichts mehr sehen kann, lauscht sie mit der sorglichsten Aufmerksamkeit, ob nicht durch das Toben des Sturmes hindurch ein Ruf von ihm hörbar werde; sie hat trockene Kleider für ihn bereit und den Theetopf am Feuer, um ihn alsbald, wenn er kommt, erquiden zu können. Oft geht sie vor die Thüre und horcht und achtet nicht des Schlagregens, der sie durchnäßt; denn sie denkt nicht an sich, sondern nur an ihn. Ach, wenn er nur da wäre, ob er auch nichts gefangen hätte! Dann setzt sie sich wieder eine Weile ans Fenster und sinkt vor großer Mattigkeit und Kummer in einen unruhigen Schlaf, aus dem sie ein ängstliches Traumbild wieder aufschreckt, als hätte sie seine hilferufende Stimme vernommen.

Welch eine angstvolle Nacht war das! Aber sie ging vorüber, wie die längsten Nächte, wie die Nächte im Norden, die ein halbes Jahr währen. Das war freilich kein frühlicher Morgen, der auf diese Nacht folgte. Der Sturm war zwar vorüber; die Morgensonne stieg am wolkenlosen Himmel heraus; nur die See ging noch hoch und schlug in unruhig aufgeregten Wogen an die Dünen; aber von einem Fahrzeug war weit und breit nichts zu sehen, so angestrengt auch die Blicke der todesmatten Frau — ach, ich hätte sollen sagen: Witwe — nach allen Seiten hin ausspähten.

Da saß die arme Margareta auf einem Felsen am Ufer und blickte kummervoll hinaus über die bewegten Wellen; ihre Haare flatterten im frischen Morgenwind; der kleine Knabe, ihr einziges Kind, saß auf ihren Knien und zerriß ihr das Herz noch mehr durch seine kindlichen Fragen. Ach, sie hätte noch lange dasitzen und warten können, bis das kleine Boot über die rollenden Wogen einherschaufle. Ihr Auge sollte es nicht mehr sehen; ihr Gatte, dessen sie harrete, war längst in die brausende

Tiefe versunken, und die Wogen, über die er sich so oft mutig hinübergerudert hatte, wälzten sich nun über seinen Leichnam hin.

Endlich mußte sich auch die jammernde Frau, so schwer es ihr wurde, davon überzeugen, daß sie vergeblich auf die Rückkunft eines Versunkenen warte, und daß es dem himmlischen Vater diesmal nicht gefallen habe, ihre Bitte so zu erhören, wie sie gewünscht hatte. Arme Witwe, wo sollte sie Trost finden? Freilich, was ihren verlorenen Gatten anbelangte, hatte sie keine Ursache, ihn für einen Verlorenen anzusehen; denn er war ein Christ gewesen und hatte seit vielen Jahren im Glauben an den lebendigen Gott und an seinen Sohn, Jesus Christus, gelebt; ja, auch mitten unter seinen beschwerlichen und gefahrvollen Berufsarbeiten hatte er seines Gottes nie vergessen. Er war ein einfacher, ungelehrter Mann; aber er tröstete sich darüber mit dem Gedanken an die Jünger Jesu, die auch zum Teil Fischerleute gewesen und nie auf eine hohe Schule gekommen sind. Er war ein Mann von wenig Worten; aber er suchte im Umgang mit andern Menschen auf seine eigene ruhige, demütige und geräuschlose Weise zu zeigen, daß er ein Jünger Dessen sei, der sein Leben für uns gelassen. Behaft blieben ihr die Abschiedsworte im Gedächtnis, die er gerade vor seiner letzten Fahrt gegen sie aussprach. „Margareta,“ hatte er gesagt, „vertraue auf den Herrn allezeit.“ Nach solchen Aeußerungen konnte ja der Verunglückte nicht anders als in einer guten Stimmung im Gedanken an Gott, in die Ewigkeit hinübergegangen sein, der Tod konnte ihn nicht unvorbereitet überfallen haben. Wenn aber dies auch beim Blick auf ihn sehr beruhigend sein mußte, so war es andererseits um so schmerzlicher, einen solchen Mann zu verlieren, an den man sich bei seinem festen Vertrauen auf Gott um so fester anlehnen konnte; und es kostete die gute Frau Margaret keinen kleinen Kampf, bis sie sich dem Willen Gottes ohne Widerspruch und Murren unterwarf.

Sie hatte es freilich nicht leicht; denn sie mußte nun

sich und ihren Sohn selbst zu ernähren suchen, während sie bisher an ihrem Gatten einen treuen und fleißigen Versorger gehabt hatte. Dabei geriet Margareta in einen Fehler, der gar häufig bei Eltern vorkommt und dessen üble Folgen nicht ausbleiben: sie machte ihren Sohn gewissermaßen zu ihrem Abgott, aus übertriebener Besorgnis, ihn zu verlieren, was allerdings bei einer Witwe, die nur ein einziges Kind hat, leicht zu erklären, aber nicht zu rechtfertigen ist. Immer hatte sie Angst, er möchte zu dem Gewerbe seines unglücklichen Vaters Lust bekommen und verunglücken, wie er; und deswegen nahm sie ihm das feierliche Versprechen ab, nie mit den Nachbarn auf den Fischfang gehen zu wollen — als ob einer nicht auf ebenem Boden den Fuß brechen oder in einer Straßengasse ertrinken könnte, wie im August 1850 bei uns vorgekommen ist. Sie dachte, wenn sie ihn auf diese Weise binde, so werde er nicht in Gefahr geraten, ein Fischer zu werden; denn das fiel ihr nicht von Weitem ein, daß er es je wagen würde, allein aufs Meer zu gehen. Es ist aber nicht klug, Kindern und unbefestigten jungen Leuten dergleichen Versprechen abzufordern, die dann doch aus Gedankenlosigkeit oder Schwäche gewöhnlich gebrochen werden, weil gerade das Verbotene um so mehr reizt.

Willy, der Sohn der Witwe, hielt jedoch sein Versprechen und horchte nicht auf das Zureden der alten Gewerbsgenossen seines Vaters oder seiner jungen Kameraden, die ihn gern auf ihre Fischerfahrten mitgenommen hätten. Er war jetzt zwölf Jahre alt, ein hübscher, kräftiger Knabe, den man wohl für einen vierzehnjährigen halten konnte. Wo er seiner Mutter einen Dienst leisten konnte, that er es mit der größten Willigkeit; zu einem bestimmten Handwerk aber hatte er sich noch nicht entschlossen, und wirklich waren auch auf jener Küste wenig andere Gewerbe als die der Fischerleute zu finden.

Nun kam aber eine andere schwere Prüfung über die arme Witwe und ihren Sohn. Margareta wurde krank. Sie war bei naßkaltem Wetter draußen gewesen und hatte

einen so heftigen Anfall von Flußfieber davongetragen, daß sie gar keine Arbeit mehr verrichten konnte. In diesem Leiden zeigte sie große Geduld und Ergebenheit. Willy liebte seine Mutter so zärtlich, daß er ihr gerne, wenn er gekonnt hätte, ihr Leiden abgenommen und die Schmerzen selber ausgehalten haben würde; aber das konnte er nicht; denn ihr wisset wohl, daß es nur Einen gegeben hat, von dem gesagt werden konnte: „Fürwahr, Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen.“ Sinegenen dachte er immer hin und her, wie er es anzugreifen hätte, um ein wenig Geld zu verdienen und ihr dafür etwas Zucker und Thee und ein Stück neuen Flanell zu kaufen, damit sie sich warm halten und dadurch ihre Schmerzen erträglicher machen könnte. Es fiel ihm aber kein anderes Mittel ein, als der Fischfang. Wenn es ihm gelang, einige Fische zu bekommen, wie seine Nachbarn, und sie zu verkaufen, so konnte er seiner Mutter alle diese guten Dinge anschaffen und ihr dadurch in ihren Leiden eine Erquickung bereiten.

Er war zum gehorsamen, wahrheitsliebenden Knaben erzogen worden; er hatte seiner Mutter versprochen, nicht mit den Nachbarn auf den Fischfang hinauszufahren, und er nahm sich aufs neue vor, dieses Versprechen pünktlich zu halten. Aber er hätte eben gar zu gern dem Wunsch, der Mutter diese Erleichterung zu verschaffen, Genüge gethan. Er lief oft am Meeresufer auf und ab und zerbrach sich den Kopf, wie er es doch anzugehen hätte. Da kam ihm auf einmal der Gedanke, ob's nicht vielleicht möglich wäre, seinem Versprechen treu zu bleiben und dennoch seinen Zweck zu erreichen. Dabei gab er den Einfällen und Plänen seines eigenen Herzens schon zu viel Gehör; er affordierte mit seinem Gewissen und wollte Böses thun, damit Gutes herauskomme. Er sann darüber nach, wie er den Befehl seiner Mutter dem Buchstaben nach halten und doch dem Sinne nach umgehen könnte.

Gar oft warf er seine Blicke auf ein kleines Boot, das meistens ungebraucht nahe bei seiner Hütte im Wasser

lag; zur Ebbezeit lag es auf dem Uferstrand, zur Flutzeit schautest es auf den Wellen. Willy stellte sich der Versuchung selber in den Weg, und da ist's kein Wunder, daß er von ihr umgarnt wurde. Er wollte Fische fangen und war selber im Netze, ehe er sich's versah. Zuerst sah er das Boot nur wohlgefällig und gelüstig an, wie Eva den Baum der Erkenntnis; dann kam ihm die Lust an, ins Boot hineinzutreten, und das schien ihm unbedenklich; denn er konnte ja wieder heraus, wenn er wollte. Als er aber einmal drin war, so dachte er, er wolle es doch losbinden und probieren, ob er es fortzubringen könnte, wie er es bei seinem Vater gesehen hatte; vielleicht könne er dann allein aufs Meer hinausfahren und einige Fische fangen, und für seine Mutter verkaufen. Das Boot ging richtig vorwärts und Willy's Herz hüpfte mit demselben über die wogenden Wellen. Immer weiter ging's vorwärts, und prächtig ließ er das Land hinter sich. Wind und Flut waren ihm günstig, ein lebhafter Wind und eine starke Flut. Thörichter Knabe! Wie so manche andre junge gedankenlose Wanderer durch die weite Wildnis des Lebens ruderte er frisch und lustig vorwärts, ohne zu bedenken, wohin der muntere Wind und die leicht gekräuselten Wellen ihn tragen würden, ja, ohne auch nur zu berechnen, wie er wieder zurückkommen könnte. Er hatte freilich ein gewisses Gefühl, es sei nicht ganz recht, daß er überhaupt zur See gegangen; aber dabei zweifelte er nicht, er werde ebenso leicht zurückkommen können, als er hinausgekommen; und das Bessere war allerdings ohne alle Schwierigkeit und ganz herrlich vor sich gegangen. In der Freude seines Herzens schwenkte Willy seine Kappe gegen das Ufer, obgleich ihn niemand dort sehen konnte; und stieß ein lautes fröhliches Hurra aus. Thörichter Knabe! Wind und Flut waren ihm jetzt ganz günstig; aber wenn er wieder umkehren wollte, so waren sie gegen ihn.

Vorwärts ging das Boot, vorwärts, vorwärts, immer weiter hinein in den Kanal, das heißt: in die Meerenge.

die England von Frankreich scheidet. Glücklicherweise verlor er den Mut nicht. Er merkte, daß er ohne alle Mühe und Anstrengungen von seiner Seite weiter kam; und das wußte er wohl, daß, wollte er gegen Wind und Flut steuern, das Boot ohne Zweifel umkippen würde. Er hatte aber gute Zuversicht, daß er früher oder später doch wieder werde zurückfahren können. Allein er geriet jetzt in eine Gefahr, an die dem armen Schelm kein Gedanke gekommen war. Es war nämlich gerade die Zeit des großen Krieges zwischen Frankreich und England, die Zeit, wo Napoleon Bonaparte der Schrecken von ganz Europa geworden war, und wo er in Boulogne, gegenüber von Dover, eine große Armee gesammelt hatte, in der Absicht, einen Einfall in England zu machen. Seine Kriegsschiffe segelten im Kanal und spähten nach englischen Fischern; denn Napoleon hatte befohlen, alle aufzugreifen, deren man habhaft werden könnte, und sie als Kriegsgefangene nach Frankreich zu bringen.

Eines dieser französischen Schiffe wurde Willys kleines Boot gewahr und segelte augenblicklich darauf los. Die Franzosen aber fanden nur einen armen Knaben darin; und Willy, der nicht wußte, daß das seine Feinde seien, zweifelte gar nicht, sie würden ihn freundlich aufnehmen, und fing an, ihnen sein Abenteuer zu erzählen und ihnen zu sagen, wo er gern hin möchte. Als er aber sah, daß sie ihn nicht verstanden, und ihre fremde Sprache vernahm, da ging ihm auf einmal ein Licht auf, daß er von den Franzosen gefangen sei, vor welchen seine armen Nachbarn auf der Küste in beständiger Angst waren, und welche zu hassen damals die Knaben in England angewiesen wurden. Nun war Willy freilich in betrübten Umständen. Man brachte ihn auf das große französische Kriegsschiff, und schleppte ihn hinweg von seinem Heimatland, hinweg von denen, die seine Sprache verstanden, und, was das Schlimmste von allem war, hinweg von seiner armen, kranken und hilflosen Mutter.

Als Willy alles das überlegte, konnte er sich der

Thränen nicht enthalten, und obwohl die Matrosen ihn nicht verstanden, hielt er doch immer an mit Bitten und Flehen, sie möchten ihn wieder in sein kleines Boot setzen. Fortwährend deutete er auf das englische Ufer und sagte: „Dort, dort hinüber, dorthin will ich.“ Aber sie lachten nur über sein betrübtes Gesicht, zeigten auf ihre eigene Küste und riefen: Là! oder là bas! da hinüber geht's! Das war alles, was der arme Willy zur Antwort bekommen konnte. Nun regte sich bald in ihm der englische Nationalstolz; er wollte die Franzosen seine Thränen nicht sehen lassen, und setzte sich ganz allein beiseits; denn man ließ ihm volle Freiheit und behandelte ihn überhaupt nicht unfreundlich. „Was werden sie nun mit mir anfangen?“ dachte er; „werden sie mich wohl zu einem französischen Matrosen machen? Aber nein, das werden sie nie thun; lieber will ich sterben; denn wenn ich in französischem Dienst wäre, so müßte ich mit ihnen gegen die Engländer fechten, und dazu sollen sie mich nie bringen. Nein, wenn jetzt ein englisches Schiff käme und das französische angriffe, so würde ich in das Meer hinabspringen und auf jenes zu gelangen suchen; dann sollen sie auf mich schießen, wann sie wollen.“

So mutig und entschlossen waren Willys Gedanken; denn er war ganz aufgeregt, und sein Herz zum Zerspringen voll. Als er aber ruhiger wurde, stiegen mehr Gedanken der Reue in ihm auf; er fing an zu merken, daß er auf unerlaubtem Wege gewesen war, und daß er mit Recht für seine Uebertretung gestraft werde. Ehe ihm diese Gedanken kamen, war er ganz zuversichtlich gewesen, daß Gott ihn beschützen werde, auch wenn er im Meer nach dem englischen Schiffe schwämme und französische Kugeln nach ihm stögen; aber jetzt war diese Zuversicht verschwunden: er wußte jetzt, daß er sich verfehlt hatte.

Das Schiff steuerte der französischen Küste zu, und als es in die Nähe von Boulogne kam, wurde Willy ans Land gefehrt, als Gefangener nämlich. Er war die einzige Beute, die das Schiff aufgebracht hatte, und ich sage zum

Voraus, der junge Bursche wird die Franzosen mehr kosten, als er ihnen einträgt.

Da war er nun in Frankreich, um, wie es schien, jahrelang, ja, vielleicht lebenslang, daselbst zu bleiben. Zwar als ein bloßer Knabe, der noch dazu nicht im Gefecht gegen die Feinde seines Landes ergriffen worden war, wurde er in kein Gefängnis gesetzt, und genoß auch eine sehr freundliche Behandlung; die Bewohner der Stadt, wiewohl nicht besonders günstig gegen England gestimmt, hatten Mitleiden mit ihm, trösteten und ermunterten ihn und riefen ihn oft in ihre Häuser hinein, um ihm zu essen zu geben; allein, wenn sie ihn auch in einen königlichen Palast gesetzt hätten, so würde er sich doch unglücklich und beängstigt gefühlt haben.

„Meine Mutter! meine Mutter!“ das war das heimliche Schreien seines Herzens Tag und Nacht. Er hatte das leugnete er nicht, den wohlverdienten Lohn seiner Uebertretung empfangen; aber seine Mutter mußte eben die Folgen auch mittragen. Wer sollte sie jetzt pflegen! wer sie unterhalten oder trösten! wer ihr das Unentbehrliche herbeischaffen! — Endlich kam Willy nach langer innerer Bewegung zu dem Schluß: „Meine Mutter ist doch nicht ohne Hilfe und Schutz. Gott wird sich ihrer gewiß annehmen.“ Und so kniete er dann am Meeresufer unter einem vorspringenden Felsen nieder und betete zu dem Gott der Witwen, indem er seine Sünden bekannte und um Christi willen um Vergebung derselben flehte. Nachdem er auf diese Weise seine Uebertretung eingestanden und Vergebung erlangt hatte, wurde es in seinem Innern wieder ruhiger. Dabei wollte aber freilich der Trost hinsichtlich seiner Mutter nicht lange haften. „Ach!“ sagte er, wenn's wieder trüber in seiner Seele wurde, „meine Mutter wird sterben; sie wird sterben, ohne vorher zu erfahren, was aus mir geworden ist; und ich bin dann die Ursache ihres Todes.“

Dergleichen Gedanken plagten ihn Tag und Nacht. Endlich beschloß er, um jeden Preis einen Versuch zur

Flucht nach England zu machen. „Wenn sie mich wieder in ihre Gewalt bekommen,“ so mußte er sich sagen, „so werden sie mich dann freilich in ein Gefängnis einsperren bei Wasser und Brod und mich nie mehr herauslassen; aber wenn ich nicht wieder zu meiner Mutter komme, so stirbt sie vor Gram und Mangel!“ — Indessen war es leichter, einen solchen Entschluß zu fassen, als auszuführen. Wo sollte der hilflose Knabe ein Fahrzeug finden, und wie, ohne entdeckt zu werden, an die englische Küste hinüberkommen? Natürlich lag ihm diese Frage so nahe oder näher als uns; er fand aber auch eine Antwort, wiewohl eine bedenkliche, denn sie bestand aus lauter Trümmern. Gerade vor dem großen Felsen nämlich, wo Willy zu sitzen pflegte, um sich seinen trübsinnigen Betrachtungen zu überlassen, lag eine Menge von Holzstücken und zerbrochenen Planken, den Resten gescheiterter Schiffe, auf dem Strand, und Willy kam nach und nach zu dem Entschluß, ein Floß daraus zu machen und mit demselben in See zu gehen. Er tröstete sich dabei der Hoffnung, er werde einem Schiff von der englischen Flotte, die gerade im Kanal erwartet wurde, um Napoleons Einfall in England zu verhindern, nahe kommen können und von ihm aufgenommen werden. Sobald sich sein Plan in ihm gebildet hatte, machte er sich auch wirklich an die Arbeit; denn je eher, je lieber verlangte er zu seiner Mutter zu kommen. Er arbeitete unter dem Schutz des überhangenden Felsens an einem vorborgenen Plätzchen, und niemand hatte eine Ahnung davon, mit welchen Plänen der junge Gefangene umging, niemand merkte etwas von seiner Arbeit.

Uebrigens war Willy durch seine bisherige Erfahrung auch klüger geworden als damals, da er mit seinem Boote sich aufs Meer gewagt hatte. Er wartete diesmal auf guten Wind und günstige Flut, ehe er sich abermals den Bogen des Kanals anvertraute. Als der rechte Augenblick kam, schob er sein gebrechliches Floß ins Wasser, was ihn nicht wenig Anstrengung kostete, dann watete er ein Stück weit ins Meer hinein und bestieg das armselige Fahrzeug. Glückauf zur Reise!

Um diese Zeit hatte sich, wie gesagt, eine große Armee bei Boulogne gesammelt, welche zum Einfall in England bestimmt war, und der Kaiser Napoleon kam häufig ins Lager, um die Armee zu mustern. Er stieg dann gewöhnlich auf eine benachbarte Anhöhe und betrachtete von da aus mit seinem Fernrohr die englische Küste, welcher er einen Besuch abstatten wollte, oder wartete mit Verlangen auf das Erscheinen der französischen Flotte, die von Westindien herkommen sollte, die aber späterhin von den Engländern überfallen und geschlagen wurde. An dem Tage, wo Willy seine abenteuerliche Fahrt antrat, stand Napoleon auch auf seinem gewöhnlichen Buginsland*) oder vielmehr Buginsmeer und sah durch sein Perspektiv, daß ein kleines Floß und etwas darauf übers Meer hinüberschwamm. Die Küstenwache wurde alsbald durch ein Signal aufmerksam gemacht, ein Boot wurde abgesandt, und der junge Seefahrer samt seinem Fahrzeug wurde schleunig aufgegriffen und ans Land zurückgebracht.

Das war eine kurze Freude gewesen. Wie groß mußte dem armen Knaben das Unglück erscheinen, abermals um seine Hoffnung gebracht zu werden, da sie eben in schönster Blüte stand! Ob er sich sogleich darein zu schicken und mit dem Glauben zu trösten wußte, daß auch hier die Hand Gottes im Spiel sei und daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, auch die, bei denen es am wenigsten darnach aussieht — ich weiß es nicht, aber ich möchte es eher bezweifeln.

Der Kaiser erkundigte sich nach der Sache und als er hörte, es sei ein englischer Gefangener, der habe entfliehen wollen, befahl er, den Mann vor ihn zu bringen. Wahrscheinlich meinte er, es sei ein gefangener englischer Offizier, der auf sein Ehrenwort die Erlaubnis erhalten habe frei umherzugehen, und nun seinem feierlichen Ver-

*) So nannte man vor Alters Burgen oder Warttürme, von denen man eine weite Aussicht hatte. „Bugen“ heißt: sich umsehen, umherschauen.

sprechen untreu geworden sei. Als er aber einen so jungen Knaben sah, verwunderte er sich höchlich und war begierig, zu erfahren, ob die bloße Vaterlandsliebe ihn zu dem Wagstück verleitet habe, ein Land zu verlassen, wo er doch keinerlei Mißhandlung zu erfahren gehabt. „Mein Kind,“ sagte er freundlich zu Willy, „warum wolltest du uns denn verlassen? etwa darum, weil wir die Gegner der Engländer sind?“ Der Kaiser redete durch einen Dolmetscher, der neben ihm stand, und Willy, der nicht wußte, daß es der Kaiser war, antwortete auf demselben Weg, ohne die geringste Furcht oder Zögerung.

„Nein, mein Herr!“ erwiderte er; „ich halte euch nicht für meine Feinde, obgleich ihr die Feinde meines Königs und meines Landes seid. Man hat mir immer gesagt, ich müßte die Franzosen hassen; aber sie sind sehr gütig gegen mich gewesen.“

„Zu wem wolltest du denn gehen?“

„Zu meiner Mutter; sie ist arm und krank und hat niemand, der sie versorgen oder für sie arbeiten kann.“

„Aber du hättest ja ertrinken können,“ sagte der Kaiser, indem er den Knaben wohlwollend anblickte.

„Das ist wahr, mein Herr! aber ich fürchtete mich davor nicht, als ich von England abfuhr und ein Boot mit mir nahm, das jetzt verloren ist. Ich hoffte, Gott werde sich meiner annehmen; und ich wollte lieber das Wagestück unternehmen, als am Tode meiner Mutter Schuld sein.“

Der Kaiser lächelte bei diesen Worten; die kindliche Gesinnung rührte ihn. Ueberdies bewunderte er den Mut, wo er denselben wahrnahm; und auch der sittliche Mut, welchen Willy durch das Bekenntnis seines Fehltritts an den Tag legte, fand bei ihm Anerkennung. Er richtete noch weitere Fragen an den englischen Knaben und ließ sich seine ganze Geschichte erzählen, wie sein Vater gestorben sei, was er seiner Mutter versprochen habe, wie sie krank und bedürftig gewesen, und wie er sich in der irrigen Hoffnung, seiner Mutter dadurch zu helfen, zu dem Fehltritt habe verleiten lassen, dann sein Abenteuer mit dem

französischen Schiff, seine Gefangenschaft, seinen Kummer um die franke Mutter, und wie er versucht habe, auf dem Floß zu entkommen.

Napoleon zog drei Goldstücke aus seiner Tasche, auf denen sein Bildnis geprägt war, und sagte: „Mein Kind! du hast Unrecht gethan; aber du wirst es in Zukunft nicht mehr thun. Du sollst zu deiner Mutter gehen und fernerhin ein guter Sohn für sie sein; aber du sollst nicht auf diesem Floß gehen. Ich will dich an Bord eines eurer eigenen Schiffe schicken. Hier hast du einige Goldstücke. Eines ist für deine Mutter; sage ihr, der Kaiser schicke es ihr. Mit dem zweiten kannst du bezahlen, was das alte Boot wert ist, das man auf dem Meere gelassen hat; und mit dem dritten kannst du machen, was du willst: meinethwegen kannst du es aufheben zum Andenken an dieses Abenteuer.“ Hierauf befahl Napoleon seinen Offizieren, sie sollten dafür besorgt sein, daß der junge Gefangene auf ein englisches Schiff gebracht werde.

Williy war ganz erstaunt, als man ihm sagte, er habe mit dem Kaiser gesprochen, mit demselben furchtbaren Bonaparte, der alle Welt so sehr in Schrecken setzte, und von dem er in England so viel hatte reden hören.

Sofort wurde nun ein Boot ausgerüstet und mit einer weißen Flagge, zum Zeichen friedlicher Absicht, nach einem englischen Schiffe gesandt, das bald aufgefunden war. Die Offiziere auf dem Schiff waren nicht wenig verwundert, als man ihnen im Namen des französischen Kaisers einen armen Knaben an Bord brachte und den Wunsch des Kaisers meldete, der Knabe möchte in seine Heimat geschafft werden. Als das Boot wieder abgestoßen hatte, um nach der französischen Küste zurückzukehren, richteten die Offiziere viele Fragen an Williy; denn so etwas war ihnen noch nie vorgekommen, daß ein mächtiger und gefürchteter Kaiser sich so um einen armen Fischerknaben bekümmerte. Williy erzählte seine ganze Geschichte, und zeigte seine drei Napoleond'or.

„Das war ein glückliches Abenteuer für dich, Junge!“

sagte einer der Offiziere „und dein Fehltritt hat dir gutes Glück gebracht. Du hättest können lange auf den Fischfang gehen, bis du solche drei Napoleond'or erworben hättest.“

„Ich hoffe, lieber Herr,“ sagte Willy, „meine Erfahrung werde mir zum Heil gereichen und mich künftighin vorsichtiger machen gegen solche Versuchungen. Dieses Geld allein würde mir bei weitem keinen Ersatz gewähren für alles das, was ich im Andenken an meine arme Mutter ausgestanden habe. Vielleicht gehe ich noch der weiteren Strafe entgegen, daß ich sie tot finde; aber ich kann diesen Gedanken nicht ertragen. Ich will lieber hoffen, Gott habe sie am Leben erhalten und für ihre Bedürfnisse gesorgt, und werde ihr durch das Wiedersehen ihres Sohnes noch eine Freude bereiten.“

Der junge Offizier, der mit dem Knaben redete, klopfte ihm auf die Schulter und sagte ihm in seiner derben Seemannssprache einige lobende Worte; dann zog er fünf Schillinge (1¼ Dollar) heraus, gab sie ihm und jagte: „Nun schide dich an; Donald wird dich ans Land bringen; dieses Silber wird dir in deine Heimat helfen; deine drei Goldstücke aber laß nicht wechseln, bis du zu deiner Mutter nach Hause kommst.“

Willy war darüber höchlich erfreut, denn gerade das war's, was er wünschte. Mit Freuden nahm er das Geld an und sprach seine warme Dankbarkeit gegen den Offizier aus. In Dover wurde er glücklich ans Land gesetzt und es kostete ihn keinen Pfennig. Von da an hätte er oben auf der Landkutsche, die an der Hütte seiner Mutter vorüberfuhr, einen Platz nehmen können; aber er wollte lieber zu Fuß gehen und alles Geld für seine Mutter aufsparen. Ach, welche Gedanken und Bilder durchkreuzten sich in seinem Innern, während er so seines Wegs dahinging, bald eilend und hüpfend, wenn die Hoffnung, sie nun bald wieder umarmen zu dürfen, die Oberhand in ihm gewann — bald schleichend und zögernd, wenn die Furcht, sie im Grabe zu finden, sein Blut in Blei verwandelte! Wer wird recht haben, die Hoffnung oder die Furcht? —

Endlich erblickte er die Hütte von weitem, und nun brang ihm das Blut zum Herzen, daß er nur noch mit Mühe Atem holen konnte; denn je näher er kam, desto mehr wurde die Bangigkeit Meister über ihn. „Aber,“ sagte er endlich zu sich selbst, „das hilft zu nichts; mein Los ist geworfen, und je eher ich es erfahre, desto besser ist's, wie es auch ausfallen mag.“ Darauf beschleunigte er seine Schritte und seufzte unaufhörlich zu Gott: „O Gott, erbarme dich!“ Er wußte, daß Gott schon verstand, was er meinte. Bald entdeckte sein spähenendes Auge, daß die Thüre der Hütte und die beiden Fensterläden nicht geschlossen waren; das galt ihm schon für ein gutes Vorzeichen, daß sie bewohnt sein müsse, und von wem anders, als von seiner Mutter? Niemand sonst hatte ja ein Recht darauf; denn Schulden waren seines Wissens keine vorhanden. Der letzte Schritt ist gethan: noch einmal befinnt er sich, ehe er hineintritt; er geht um die Ecke und blickt durch das niedrige Fenster; dort sitzt sie an der Wand und liest ein Abendgebet, denn es ist gerade die Zeit des Sonnenuntergangs. Nun ist aber kein Aufenthalt mehr. Wollte Willy seinem Herzen folgen, so wäre er mit drei Sprüngen im kleinen Stübchen; doch der Knabe ist so besonnen, daß er der Kränklichkeit seiner Mutter gedenkt; er will sie jetzt nicht durch Ueberraschung töten, nachdem er sie durch seinen Ungehorsam beinahe ums Leben gebracht. Er singt daher zuerst mit leiser Stimme ein Fischerliedchen, das er früher oft gesungen, um sie nach und nach auf seine Erscheinung vorzubereiten, dann tritt er langsam hinein und umfaßt ihre Kniee, kann aber vor Bewegung seines Herzens kein Wort hervorbringen, bis sie sich endlich in einem Thränenstrom Luft macht.

Ja, sie lebte noch, die vielgeprüfte Mutter, obgleich der Kummer um ihren verloren gegangenen Sohn ihr beinahe das Herz gebrochen hatte. Und nun hatte sie ihn lebendig wieder vor sich, gezüchtigt, aber nicht dem Tode übergeben. Wie viel gab's jetzt zu erzählen von beiden Seiten bis in die tiefe Nacht hinein! Wie hatte sich alle

Angst und Bangigkeit in Freude und Dank aufgelöst! So wird es einst im großen Vaterhause sein, wenn die Geretteten, die aus großer Trübsal gekommen sind, einander ihre Erfahrungen im Erdenleben mittheilen und Preis und Ehre geben Gott und dem Lamm!

Willly gab seiner lieben Mutter das Goldstück, das ihr Napoleon schickte, und sagte, das zweite müsse er aufheben, bis er wisse, was das Boot, welches er mitgenommen, wert gewesen, denn die französischen Matrosen hätten es ins Meer hinausgestoßen und so sei es verloren gegangen. Das dritte aber möchte er gern unausgewechselt behalten und zum Andenken an seine schweren Erfahrungen aufbewahren, wenn er nur wüßte, ob er das dürfe. Dagegen erzählte ihm nun seine Mutter, das Boot sei mit der rückkehrenden Flut wieder ans Land gekommen, und der rechtmäßige Eigentümer, dessen Name darauf gestanden, habe es durch einige Fischer richtig wieder erhalten. Die Ankunft des leeren Bootes hatte niemand über Willlys Schicksal im Zweifel gelassen. Alle hielten es nun für ausgemacht, der kleine Wagehals sei ertrunken, und die arme Mutter, welche dachte, er sei als Opfer seines Ungehorsams umgekommen, hatte somit mehr von Schmerz und Kummer, als von ängstlicher Ungewißheit zu leiden.

Das Herz der Witwe hüpfte nun vor Freuden. Sie sagte zu Willly: „Mein lieber Sohn, du sollst dieses Goldstück behalten, und es müßte uns hart gehen, wenn wir es sollten auswechseln lassen. So oft du es betrachtest, auch wenn einmal deine arme Mutter im Grabe liegt, so gedenke daran, daß der Gott, dem du dienen und den du fürchten sollst dein Leben lang, sich als den Vater der Waisen und den Helfer der Witwen bewiesen hat. Es war der Herr, der uns befreite aus der Hand des Feindes, und der mein Leben rettete vom Untergang. Nun, mein Sohn, auf allen deinen Wegen gieb fortan ihm die Ehre, so wird er dich recht führen. Und solltest du einmal Kinder bekommen, so zeige ihnen dieses Goldstück und erzähle ihnen, was du ausgestanden hast, und was deine

Mutter, mit der du es doch gut meinstest, um deinetwillen hat leiden müssen. Sage ihnen, es sei jederzeit unrecht, etwas Böses zu thun, damit Gutes daraus komme."

Die Witwe und ihr Sohn lebten glücklich beisammen. Willy wurde ein tüchtiger und geschickter Arbeiter, der seine altersschwache Mutter und nach ihrem Tode eine eigene Familie reichlich ernähren konnte; und der Napoleond'or ist bis auf den heutigen Tag ungewechselt geblieben. Er wird in Willy's Familie als eine Art von Erbstück aufbewahrt. Die alte Mutter ist schon vor mehreren Jahren zu ihrer Ruhe eingegangen; ihre Enkel aber betrachten das Goldstück mit Ehrfurcht, so oft es ihnen gezeigt wird. Die damit verknüpfte Geschichte von dem entlehnten, verlorenen und wiedergefundenen Boot, von dem französischen Kriegsschiff, von der Gefangenschaft in Boulogne, von dem Floß aus Schiffstrümmern, von dem Kaiser Napoleon mit seinem Fernrohr und von der glücklichen Botsprechung des Gefangenen und der Zurückkunft zu seiner trauernden Mutter wird jedesmal aufs neue wiederholt, mit der ernstlichen Ermahnung: „Kinder, seid fromm und gottesfürchtig und nehmt euch ein Beispiel an dieser Geschichte."

2. Die Schlucht.

Wir müssen nun weiter nach Norden ziehen. Die Fischerhütte, in welcher Willy aufgewachsen ist, liegt an der südöstlichen Grenze von England, die ihren breiten Fuß ins Meer hineinstreckt; und wenn man von da durchs ganze Land nach Westen geht, so kommt man da wieder ans Meer, und so ist's auf allen Seiten. Im Osten, im Süden und im Westen — überall ist England vom Meer umgeben; nur gegen Norden grenzt es an ein anderes Land, Schottland geheizen, das in seinen südlichen Theilen ein ebenes, wellenförmiges oder Hüggelland, im Norden aber ein rauhes, wildes Gebirgsland ist, von einem hiebern, kräftigen und fleißigen Menschenstamm be-

wohnt, den man die Hochländer nennt oder die Bergschotten. Dort ist die Bevölkerung ziemlich dünn; die Berge sind meistens schroff, steil, felsig, mit Steinen und Klippen übersät, auf denen sich nichts pflanzen läßt, die sich höchstens zur Schafzucht eignen; nur in den engen Thälern und an den untern Bergabhängen wird Hafer und Gerste gebaut. Die Leute sind größtenteils arm und haben das Stückchen Land, wo sie ihre Kühe weiden und ihre Kartoffeln pflanzen, nicht in eigenem Besitz, sondern von den großen Gutsherrschaften in Pacht und haben oft große Mühe, das Pachtgeld zusammenzubringen. Wenn es ihnen aber nicht gelingt, so hat der Gutsherr oder sein Verwalter das Recht, sie aus ihrer Wohnung, die auch nicht ihr Eigentum ist, zu vertreiben und dann ist die Not groß, bis sie wieder ein Unterkommen gefunden haben.

Eine arme Witwe in den Hochlanden, die auch in einer solchen Pachtwohnung ihre irdische Heimat hatte, machte sich eines Morgens frühe auf, um noch vor Abend die Wohnung eines Verwandten zu erreichen, der ihr versprochen hatte, ihr zur Bezahlung eines Pachtschillings zu verhelfen. Auf dem Rücken trug sie ihr einziges Kind, einen Knaben von zwei Jahren. Sie hatte einen weiten Weg vor sich. Der Gebirgspfad zieht sich von dem Dörflein am Ufer des Sees, wo die Witwe wohnte, längs eines grünen Thals hinauf, das von einem ruhigen Flüsschen, welches aus einem benachbarten See herabfließt, bewässert wird. Hierauf windet er sich am Rande des einsamen Sees hinauf, bis er, an dessen oberem Ende, plötzlich in ein ausgedehntes Unterholz von Eichen und Birken hineinführt. Von da aus steigt er an einer rauhen Bergwand bis zur halben Höhe derselben hinan und schlägt sich dann in ein dunkles Gebirgsthälchen hinein, durch welches ein Bergstrom zwischen mächtigen Granitfelsen herabrauscht, und führt endlich den Wanderer auf einem Zickzack in eine enge Schlucht, die auf allen Seiten von riesenhaften Bergabhängen eingeschlossen ist. Ueber sich

erblickt man da einen Streifen blauen Himmel; unten ist alles dunkel und düster. Von diesem Gebirgspaß war der Wohnplatz der Witwe vier gute Stunden entfernt und rings umher gab es keine näher gelegene menschliche Wohnung.

Sie hatte in der That eine weite Wanderung unternommen. Aber der Pachtzins war schon vor einigen Wochen verfallen und der Untereinnehmer drohte, sie aus dem Hause zu vertreiben, in dem ihre Familie seit zwei Menschenaltern gewohnt hatte, denn man ging damit um, das ganze Dorf aufzuheben, um eine Schäferei zu vergrößern. Wirklich konnte man schon damals das Flüsschen und das Ufer des Sees entlang hie und da Trümmer ein Dorfes antreffen, worin vordem glückliche und zufriedene Leute gewohnt hatten, und wo man jetzt keinen andern Ton hört, als das Blöken eines einsamen Schafes ober das Krächzen des Adlers, wenn er über den schwindlich tiefen Abgründen umherkreist.

Der Morgen, an dem die Witwe von ihrem Wohnort aufbrach, hatte einen lieblichen Tag verheißen. Aber noch vor Mittag schlug das Wetter plötzlich um; denn in Schottland sind die schönen Tage etwas Seltenez, wie in Palästina die kalten. Im vorigen Jahrhundert war ein englischer Gelehrter, Namens Johnson, zum Besuch nach Schottland gekommen und traf es mit dem Wetter äußerst ungünstig. Er fragte einen Schotten: „Regnet's denn bei euch alle Tage?“ — „Nein,“ erwiderte dieser, „manchmal schneit's auch.“

Das mußte auch die arme Witwe erfahren. Gegen Norden verdunkelte und verdüsterte sich der Himmel. Wollenmassen lagerten sich auf den Bergen. Plötzliche Windstöße hoben an durch die Felsen zu pfeifen und die Oberfläche des Sees aufzuregen. Auf den Wind folgte Regen, auf den Regen Hagel und auf den Hagel ein mächtiger Schneefall. Es war im Monat Mai und noch jetzt redet man in jener Gegend von diesem Sturm, als von dem „großen Maisturm“. Der rauheste Wintertag

hatte die Schneeflocken nie schwerer oder schneller fallen oder wütender durch den Gebirgspaz wirbeln sehen, so daß er jede Höhlung ausfüllte und jeden Fels mit einer weißen Decke überzog. Müde und naß und erkältet hatte die Witwe mit ihrem Kinde diesen Paß erreicht. Sie wußte, daß eine halbe Stunde jenseits desselben sich eine Berghöhle befand, die Schutz gewähren konnte; aber schon beim ersten Versuch, dem Schneesturm, der durch die Schlucht herabbrauste, zu trotzen, mußte sie alle Hoffnung aufgeben, sich in dieser Richtung hindurchzukämpfen. Nach Hause zurückzukehren, war ebenso unmöglich. Sie mußte ein Obdach in der Nähe suchen. Die Grube von einer wilden Raqe oder einem Fuchs wäre willkommen gewesen.

Nachdem sie eine Zeitlang zwischen den mächtigen Granitblöcken umhergewandert war, fand sie endlich einen etwas geschützteren Winkel. Sie kroch unter einen hervorspringenden Felsenrand und drückte ihr Kind an ihre bebende Brust. Der Schnee häufte sich manns hoch an. Eine Stunde um die andere verging. Es wurde bitterkalt. Der Abend kam herbei. Das Herz der Witwe war krank vor Furcht und Angst. Ihr Kind, ihr einziges Kind — sonst dachte sie an nichts. Sie wickelte den Knaben in ihren Mantel. Aber das arme Würmlein hatte außerdem nur eine ärmliche Kleidung, und der Mantel war dünn und abgetragen. Die Witwe war arm, und gegen die heißende Kälte einer solchen Nacht konnten ihre spärlichen Gewänder sie selbst kaum schützen. Aber was auch aus ihr selber werden mochte, ihr Kind wenigstens mußte so gut wie möglich verwahrt werden. Der Schnee drang in wirbelnden Stößen in den Schlupfwinkel ein, der auch im besten Fall nur ein armseliges Obdach gewähren konnte. Die Nacht brach herein. Die unglückliche Mutter nahm fast alle ihre Kleidungsstücke ab und wickelte sie um ihr Kind, und endlich schob sie es in der Verzweiflung in eine tiefe Felspalte, in welcher etwas trockenes Heidekraut und Farnkraut war. Und nun entschloß sie sich, auf jede Gefahr hin dem Sturm zu trotzen und nach

Hause zurückzugehen, um Hilfe für ihr Kind herbeizuschaffen, oder in dem Versuch unterzugehen. Noch einmal drückte sie ihren Kleinen ans Herz und bedeckte sein Gesicht mit Thränen und Küssen; dann legte sie ihn sanft zum Schlafe nieder, raffte ihre erschöpften Kräfte zusammen und arbeitete sich auf dem schneebedeckten Wege hindurch.

Auf diese stürmische Nacht folgte ein ruhiger Morgen. Die Sonne schien vom klaren blauen Himmel herab; um die Gipfel der Berge hingen Nebelkränze, und von ihren Wänden herab ergossen sich tausend kleine Wasserfälle. Dort drüben sieht man dunkle Gestalten, die sich auf dem weißen Hintergrund abheben; sie haben lange Stangen in den Händen und untersuchen jede Höhlung in der Nähe des Gebirgspfades. Es sind Leute aus dem Dorfe, welche nach der Witwe und ihrem Söhnlein forschen. Sie haben jetzt die Schlucht erreicht. Ein Schrei läßt sich hören von einem der Schäfer, der einem Zipfel von einem schottischen Tartan*) aus dem Schnee hervorgucken sieht. Die Witwe ist gefunden, aber — tot. Ihre Arme sind ausgestreckt, als wollte sie um Hilfe flehen. Noch ehe es Mittag wurde, kam man auch dem Kinde auf die Spur; sein Schreien hatte darauf geführt. Wohlbehalten lag es in dem Felsenspalt. Obgleich die arme Frau nicht mehr reden und der kleine Knabe keinen Aufschluß geben konnte, so war doch die Geschichte von ihrer Aufopferung für ihr Kind in sehr verständlichen Zügen zu lesen. Man sah, daß sie fast gar keine Kleider mehr auf dem Leibe hatte, und das war deutlich genug.

Als am Abend dieses Tages der alte Pfarrer die Dorfbewohner in dem verwaisten Trauerhause versammelte, um durch Gebet und väterliche Ermahnung das schmerzliche Ereignis zu einem segensreichen zu weihen, da wurde

*) Tartan heißt man in Schottland ein großes Stück gestreiftes wollenes Tuch, das um Nacken und Brust, oder nach Umständen um den ganzen oberen Teil des Körpers gewickelt wird, zum Schutz gegen Kälte und Regen.

manche Thräne vergossen, und mancher Ausruf der Bewunderung und der Liebe stieg aus den bewegten hochländischen Herzen. Der Beichnam der erstorenen Witwe, die vergeblich gegen Sturm und Schnee gekämpft hatte, und endlich der Kälte und Erschöpfung unterlegen war, wurde auf dem Gottesacker des Dorfes beerdigt; aber das Andenken an ihre aufopfernde Liebe ist nicht untergegangen.

Läßt uns jetzt sehen, wie es ihrem Sohne gegangen ist.

Daniel Donald, so hieß der Knabe, wurde von einer Schwester seiner Mutter, die in dem gleichen Dorfe wohnte, ins Haus aufgenommen und wie ein eigenes Kind behandelt, wiewohl es ihr selbst an Kindern nicht fehlte. Sie saßen aber nicht um ihren Tisch her wie Delzweige, sondern wie Dornbüsche; sie waren unverträglich, zänktisch, neidisch, mürrisch. Der Vater, Rob Robson, hütete eine Schafherde seines Gutsherrn auf den Bergen und kam nicht viel nach Hause. Die Mutter war gegen ihre Kinder zu nachsichtig und ließ ihnen allen Willen, erntete aber keinen Dank davon; denn wenn die Liebe Frucht sehen will, so muß sie sich mit der Weisheit verbinden. So lange der kleine Dan ein Kindlein war, dem man nichts zumuten konnte, ging's noch, obwohl er den anderen Kindern oft ungeschickt zwischen die Füße kam und dann unfreundlich auf die Seite geschoben wurde. Auch mußte er nicht selten einen Hasertuchen, an dem er sich eben erlaben wollte, einem von ihnen abtreten, wenn die Mutter es nicht sah. Im Anfang versuchte er es, sich darüber bei der Mutter zu beklagen, aber das führte zu nichts, denn einmal war sie zu weichherzig, um ihre Kinder zu bestrafen, und dann wurde auch der Kleine von diesen nachher umsomehr mißhandelt, so daß er, als ein frühzeitig kluger Knabe, das Klagen bald unterließ und sich auf andere Weise zu helfen suchte.

Als er etwas größer geworden war, machten ihn die anderen zu ihrem beständigen Stellvertreter, auf den alles abgeladen wurde, Arbeit und Strafe. Gegen das rauhe Wetter in den Hochlanden war er bald so abgehärtet,

daß er durch den stärksten Schlagregen pfeifend und jubelnd einherging und sich abends mit nassen Kleidern auf sein ärmliches Lager von Heidekraut legte, bis sie am Leibe trocken wurden. In der heißen Julisonne stundenlang unter einem Ginsterbüsche zu liegen, war ihm ein besonderer Genuß, weil er in der Bibel gelesen hatte, der Prophet Elia sei auch unter einem solchen gelegen. Die Mutter ließ nämlich ihre Kinder alle Tage in der Bibel lesen, und so waren ihm die Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament alle wohlbekannt.

Mit dem Schulbesuch wollte es freilich unter diesen Umständen nicht viel heißen; doch lernte er notdürftig lesen und schreiben; das Rechnen war freilich vor der Hand entbehrlich für einen Menschen, der gar nichts hatte. Doch lernte er die Schafe zählen, um keines zu verlieren; denn allmählich kam es auch dahin, daß Robson ihm ganze Tage lang die Herde allein überließ, wenn er anderwärts ein Geschäft zu besorgen hatte, oder einmal einen ruhigen Tag zu Hause zubringen wollte. So sorglos auch der Knabe sonst, wenn er seinem Oheim und Pflegevater das Essen gebracht hatte, unter einen Ginsterstrauch oder auf das Heidekraut sich niederlegen und von künftigen Zeiten träumen konnte, so aufmerksam war er, sobald die Herde ihm allein zur Hut anvertraut war, daß keines der Tiere Schaden nahm und er sich die Zufriedenheit seines Vaters bewahrte, denn er hatte ihn von Herzen lieb.

Was er aber unter den künftigen Zeiten sich dachte, das will ich euch sagen. So gern er auch unter seiner Herde und in der Gesellschaft seines Vaters war, bei dem er nun die meiste Zeit zubrachte, so ging doch sein Trieb hinaus in die weite Welt, um die Meere und Länder und Völker zu sehen, von denen ihm der alte Stephenson erzählt hatte. Der Stephenson nämlich war ein alter, vermehrter Seemann, der in allen Weltteilen gewesen war, und in seinem Alter sich in seinem Geburtsort niedergelassen hatte, um von seinen Strapazen auszuruhen und seine Ersparnisse, die er nicht wie andere Matrosen in den

Seehäfen großer Städte verschwendet hatte, im Frieden zu verzehren. Er wohnte in einem kleinen, niedlichen Häuschen am oberen Ende des Dorfes, das er mit Muscheln, Haifischzähnen, Walfischbarten und Korallen seltsam verziert hatte. Dan besuchte ihn von Zeit zu Zeit, und fand dann sicher ein Stück Haferkuchen oder Zwieback bereit liegen, was ihm umso willkommener war, als in seinem eigenen Hause, d. h. im Hause seiner Pflegeeltern, Schmalhans Küchenmeister war, und ihm von seiner eigenen dürftigen Portion immer auch noch von den anderen etwas abgezwaht wurde, weil sie ihn als überzähligen Gast betrachteten, dem man eigentlich gar nichts schuldig wäre. Sie nannten ihn spöttischerweise nur das „Felsenkind“, weil er in dem Felsenspalt gefunden worden war, und meinten in ihrer lieblosen und unwirschen Weise, es wäre eigentlich nicht viel an ihm verloren gegangen, wenn er auch im Felsen stecken geblieben wäre.

Was aber den jungen Dan noch mächtiger in das Häuschen des alten Matrosen zog, als die Haferkuchen und der Zwieback, waren die Erzählungen des munteren Seefahrers, mit denen er gar nicht hinter dem Berge hielt, sondern so gerne austramte, wenn jemand geduldig genug war, ihm zuzuhören. Da hatte er an Dan den Rechten gefunden, denn er konnte nicht müde werden, sich erzählen zu lassen. Das war doch ein anderes Leben als die eiförmige Wanderung über die fahlen Berge der schottischen Hochlande oder das eintönige Blöken der Bergschafe. Der alte Stephenson wußte des Matrosenleben auf dem weiten Ozean, den nur der ferne Horizont begrenzt, und die Herrlichkeiten fremder Länder, tropischer Gegenden, wo die köstlichsten Südsfrüchte um ein wahres Nichts zu haben sind, so reizend zu schildern, daß Dan Tag und Nacht von nichts anderem träumte, als auch einmal diese großen Weltfahrten mitzumachen, mit den Chinesen Thee zu trinken, mit den Indianern eine Pfeife zu rauchen, mit den Negern in Westindien Orangen zu essen und mit den Hindus unter den Palmen zu liegen.

Stephenson war ehrlich genug, alles herauszusagen, was er wußte und die Freuden und Leiden des Seemanns unparteiisch zu beschreiben. Allein statt sich dadurch abschrecken zu lassen, fand Dan in dieser Schattenseite des Seelebens nur neuen Reiz, und seine Begierde, alles das selbst zu erleben, wurde nur um so größer. Warum sollte er sich vor der Arbeit fürchten, da er ein kräftiger, abgehärteter Bursche war, seit lange gewohnt, nicht nur seine eigene Portion Arbeit zu verrichten, sondern auch noch den andern etwas von der ihrigen abnehmen zu müssen? Warum vor dem Hungern und Dürsten, worin er doch bereits eine ziemliche Übung erlangt hatte? Auf dem höchsten Mastbaume zu stehen oder auf dem äußersten Ende einer Raa, von der es gerade ins Meer hinuntergeht: das war gerade nach seinem Geschmack. Hatte er doch schon oft auf dem schroffen Rand der höchsten Felswände gestanden, ohne zu schwindeln, und anderthalb Fuß in die Luft hinaus gemessen. Wenn nur alle Wanderer auf dem Wege zur Ewigkeit den Gefahren auf ihrer Pilgerreise mit eben so viel Mut entgegengingen, wie die jungen Leute den Versuchungen auf ihrem Lebenswege! Aber freilich, ihr Mut dürfte kein Leichtsinn sein.

Wir haben in der kurzen Zeit unser Felsenkind bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre gebracht. Es ist ein tüchtiger Bursche aus dem jungen Dan geworden, hoch gewachsen, kräftig, wohlgebildet, die Freude seines Pflegewaters, der Stolz seiner Pflegemutter, das Wohlgefallen aller Einwohner des Dörfleins, das trotz der Vernichtungsabsicht des Oberverwalters immer noch stand; denn inzwischen war der alte Gutsherr gestorben und der junge Erbe sah die Sache anders an. Die Umstände im Hause hatten sich freundlicher gestaltet; die Kinder, welche alle älter waren als Dan, hatten es verlassen und waren theils verheiratet, theils in auswärtigen Diensten. Dan hatte es jetzt so gut, wie er sich's nur wünschen konnte. Zu allem dem kam noch, daß vor kurzem der alte Stephenson gestorben war und dem wackern Dan, an dem er so großes

Wohlgefallen gefunden und der ihn in seiner letzten Krankheit treulich gepflegte, in einem unantastbaren Testament seine ganze Habe vermacht hatte. Nun besaß Dan ein eigenes Haus, wenn auch nicht das größte, doch das schönste im ganzen Dorfe, auch eine kleine Summe Geld nebst Kleidern und Hausrat, und im ganzen kleinen Dorfe würde sich keine Familie besonnen haben, dem jungen hübschen Burschen eine Tochter zum Weibe zu geben.

Aber alles das war nicht im Stande, seinen Trieb zum Wanderleben in die weite Welt hinaus zu unterdrücken und ihm für den Anblick und Genuß der herrlichen Dinge, die ihm Stephenson so oft vorgemalt hatte, Ersatz zu gewähren. Nur Eines hielt ihn noch zurück und ließ ihn die Sache vorher reiflicher überlegen: die Rücksicht auf seine Pflegeeltern, die er wirklich lieb hatte und die so große Stücke auf ihn hielten. War es denn nicht Undank, wenn er sie jetzt, nachdem sie alt geworden waren, verließ, da sie ihn doch von zarter Kindheit auf genährt und gepflegt hatten? Wie dieser Kampf zwischen Pflicht und Neigung zuletzt entschieden worden wäre, weiß ich nicht. Es kam aber etwas dazwischen, das dem unentschlossenen Jüngling die eigene Entscheidung ersparte.

Um diese Zeit stand nämlich ein Seekrieg bevor. Die englische Seemacht brauchte noch eine ansehnliche Zahl von Matrosen für ihre Kriegsschiffe und man wußte diese auf keinem andern Wege als durch das sogenannte Matrosenpressen zu bekommen. Junge, kräftige Leute in den ans Meer grenzenden Grafschaften, namentlich solche, die schon durch die Fluß- und Küstenfahrt einige Übung im Seewesen erlangt hatten, wurden aufgesucht und zum Dienst auf den königlichen Schiffen gezwungen. Nun lag zwar das Dörflin, wo Dan wohnte, nicht ganz nahe am Meer, aber auch nicht sehr ferne davon; und zu dem alten Stephenson war hie und da einmal ein alter Schiffskamerad, der sich eine Zeitlang am Lande aufhielt, auf Besuch gekommen. Einer davon, der den jungen Dan bei Stephenson gesehen und seine Lust zum Seeleben wahr-

genommen hatte, verriet es dem Kommissär, daß da ein tüchtiger Bursche zu haben wäre, und so wurde Dan, trotz aller Gegenvorstellungen seiner Pflegeeltern und trotz seines eigenen, nicht ganz ernstlichen Sträubens, zum Matrosen gepreßt. Sein Ziel waren die Kauffahrteischiffe, auf denen man auch in fremde Welttheile kommt und Völkerschaften von allen Farben kennen lernt. Aber das war jetzt nicht zu ändern.

Dan nahm schmerzlichen Abschied von seinen Eltern, von sämtlichen Dorfgenossen und von dem alten Pfarrer, von See und Fluß, von Bergen und Schafen, und von dem Fessenspalt, worin er als Kindlein seine Wiege gehabt, und machte sich schweren Herzens auf den Weg nach dem Seehafen. Nun sollte ihm ja sein längst gehegter Wunsch, die Welt zu sehen, erfüllt werden, und doch war's ihm, als ob seine Beine zu Tannenbäumen geworden wären, die er nicht fortschleppen konnte. Immer wieder mußte er nach seinen Bergen zurücksehen, bis sie seinem Blick entschwinden oder durch andere Kuppen verdeckt waren.

Zunächst mußte er nun daran denken, sich mit einem angemessenen Vorrat von Kleidungsstücken und weiterer Ausrüstung zu versehen, denn damit war's daheim bei der Armut seiner Eltern, an die er gar keine Ansprüche zu machen hatte, ziemlich dürftig bestellt gewesen. Sein Häuschen mit allem Gerate hatte er den Eltern überlassen; von den Kleidern Stephensons konnte er wenig gebrauchen, denn dieser war ein kurzer, untersehter Mann gewesen, Dan aber maß seine sechs Fuß. Seinen Geldvorrat hatte er reblich mit den Eltern geteilt, und von seinem Anteil konnte er sich das Erforderliche anschaffen und behielt noch etwas in Vorrat. So ging er, nachdem er mit den Handgriffen des Matrosenberufs sich gehörig vertraut gemacht, zur See.

3. Die Sucht.

Wir finden unsern Dan Donald wieder auf einem Kriegsschiff, das mit der englischen Flotte nach Abukir in

Egypten segelt. Er ist ein kräftiger, gewandter Matrose geworden, der im Tauwerk herumklettert wie ein Eichhörnchen, auf den Raaken hin- und herspaziert wie ein Seiltänzer, und dem es an rascher, eifriger Beobachtung der Befehle keiner zuvorthut. Wo ein Wagstück zu unternehmen ist, zu dem man einen mutigen, kraftvollen und geschickten Mann braucht, da ist Donald immer der erste, den die Offiziere in Vorschlag bringen. Dennoch ist keiner seiner Kameraden eifersüchtig oder neidisch auf ihn; denn wie er pünktlich ist im Dienst, so ist er anspruchlos und freundlich im Umgang, und niemand kann besser damit umgehen, Gebirgsabenteuer und Seegegeschichten zu erzählen, die er vormalig entweder von seinem Pflegevater oder von dem alten Stephenson gehört und in seinem Gedächtnis aufbewahrt hat. Wenn der Dienst vorüber ist und das Schiff ruhig vor Anker liegt, der Mond vom klaren Himmel auf das Mittelländische Meer herabstrahlt und die leichten Wellen versilbert, wenn weit und breit kein Ton gehört wird, als die Signalkruse auf den benachbarten Schiffen, dann setzen sich die Matrosen, die gerade sonst nichts zu thun haben, um das Kompaßhäuschen her auf die zusammengerollten Tauen und fordern Dan auf, eine seiner wunderbaren Geschichten preiszugeben, und hie und da steht auch einer der Offiziere hinter einem Mast und hört begierig der Erzählung zu.

Aber nun soll's zu ernstlichen Auftritten kommen. Im Hafen von Abukir liegt die französische Flotte und die soll angegriffen werden. Mancher von den Matrosen oder Seesoldaten, der Weib und Kinder daheim hat, macht jetzt ein ernsthaftes Gesicht und denkt an die Möglichkeit, daß eine französische Kanonenkugel ihn zum Krüppel machen oder ihm ein Grab in den Wellen des Mittelländischen Meeres, auf das der Mond so lieblich herabschimmert, verschaffen könnte. Und mancher, der vorher nicht daran dachte, hat doch eine solche Grabesstätte gefunden. Die Engländer blieben zwar Meister und zogen siegreich davon; allein sie mußten manchen Mann zurücklassen, der seiner-

jeits wiederum betagte Eltern oder eine trauernde Gattin und Kinder in der Heimat zurückließ. Dan aber kam ohne Wunde davon, obgleich er sich nicht gesont hatte, sondern in heißestem Kampf mit kaltblütigem Mut überall seinen Mann stellte, und den Uebrigen allzeit mit gutem Beispiel voranging.

Nicht so glücklich war Dan in dem Seetreffen von Trafalgar, das dem Seehelden Nelson das Leben kostete. Eine der letzten Kugeln, welche in diesem Gefecht abgefeuert wurden, slog so nahe an ihm vorbei, daß er, der gerade auf der Strickleiter stand, herabfiel und das Bein brach. Er kam nun ins Spital und hatte da lange Zeit, über sich selbst nachzudenken. Sein einziger Trost war der, daß er sich nicht selbst zum Kriegsdienst gemeldet hatte, sondern dazu gezwungen worden war. Ihr werdet vielleicht fragen, wie es denn überhaupt mit seinem innern Leben stand. Wenn ihr aber auch nicht fragt, so will ich es doch sagen, weil ja das innere Leben doch das Wichtigste bei einem Menschen ist. Was hätte es ihm denn geholfen, wenn er um seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit willen zum Offizier ernannt worden wäre, aber das innere Leben darüber eingebüßt hätte!

An Gott dachte er nur wenig, selbst bei seinen Morgen- und Abendgebeten, die er noch nicht aufgegeben hatte; und an den Heiland dachte er noch weniger, konnte auch nicht durch die Bibel an ihn erinnert werden; denn die Bibel, die ihm der alte Pfarrer zum Abschied schenkte, hatte er aus Versehen in dem Wirthshaus des Hafens, wo er sich einschiffte, liegen lassen, und es war ihm bisher nicht daran gelegen gewesen, diesen Verlust wieder zu ersetzen. An seinen Himmel dachte er alle Tage; aber es war nicht der über den Sternen, sondern der unter den Palmen in den Tropenländern, nach denen er sich immer noch sehnte, besonders seitdem er einige Palmbäume auf dem ägyptischen Ufer aus der Ferne gesehen hatte.

Donald war nicht ungeduldig auf seinem Krankenslager, wiewohl er sich auf demselben nur wenig beschäf-

tigen durste und sehr von langer Weile geplagt wurde; denn vom Besen war er kein Freund. Statt aber in sein eigen Herz zu gehen, seine Dankbarkeitsschuld gegen Gott zu erwägen und wegen seiner Sündenschuld sich zu demüthigen, was die heilsamste und gewinnreichste Beschäftigung für einen Kranken ist, er mag nun ein Gelübde oder einen Fuß gebrochen haben, — statt dessen überließ er sich aufs neue den Träumen von weiten Seereisen, blühenden Küsten und glühenden Wüsten, an denen er sich schon auf den Gebirgen seiner Heimat unter dem Ginsterstrauch ergötzt hatte.

Donald war nicht ungeduldig, sondern wartete ruhig den Verlauf seiner Heilung, die ziemlich schwierig war und viel Zeit kostete, ab. Seine Geduld aber war nicht eine Frucht des Umgangs mit Gott, nicht eine Wirkung des Gebets, denn diese Waffe hatte er in der Scheide verrostet lassen, sondern sie war eine Folge seines ruhigen, entschlossenen Charakters, seiner Abhärtung gegen den Schmerz und seiner klugen Berechnung, daß, wie ein frommer alter Schulmeister zu sagen pflegte, ein ganzer Bentner Ungebuld kein Quentlein leichter macht. Dennoch stellte ihn dies Benehmen in der Achtung seiner Kameraden, die in ähnlichen Fällen vielleicht im Fluchen und Murren eine Erleichterung gesucht hätten, immer höher. Als er endlich wieder seine Stelle auf dem früheren Schiff einnehmen konnte, war ihm ein so guter Ruf vorangegangen, daß er alle Ursache hatte, auf seinen Empfang stolz zu sein, wenn nämlich überhaupt ein Mensch zum Stolz berechtiget sein könnte.

Wir müssen nun einige Jahre überspringen und finden unser Felsenkind immer noch als Matrosen auf einem englischen Kriegsschiff, wo er die Stelle eines Unterbootsmanns bekleidet. Er genießt immer noch das Vertrauen seiner Vorgesetzten und die Zuneigung seiner Kameraden, fragt aber nach der Gnade des Kapitäns mehr als nach der Gnade Gottes. Die Roheit, die man so oft bei Seeleuten antrifft, Fluchen, Schwören, unmäßiges Trinken,

kann man an ihm nicht wahrnehmen; er ist heiter und aufgeräumt, aber alles mit Maß und ohne seiner Stellung etwas zu vergeben. Seinen Plan, fremde Welttheile zu besuchen, hat er noch nicht aufgegeben, obgleich ihm eine weitere Beförderung in naher Aussicht steht und er sehnt sich deswegen sehr nach der Beendigung des Kriegs. Es ist das Jahr 1810, in welchem, wie gesagt, der Kaiser Napoleon mächtige Anstalten zu einem Einfall in England trifft. Aber er findet die Engländer nicht ungerüstet. Eine starke Flotte steht im Kanal und auf einem der Schiffe ist Dan Donald und wartet mit Verlangen darauf, bis es zum Kampfe kommt; denn er zweifelt keinen Augenblick daran, daß dieser Kampf ein entscheidender sein, daß er zum Vortheil der Engländer ausfallen und dem Krieg ein Ende machen werde. Dann wollte er seinen Abschied nehmen und sich als Steuermann auf einem Kauffahrteischiff anstellen lassen, um auch einmal über den Ocean hinüberzukommen. Da ist der genügsame Mensch, der sich ein irdisches Paradies statt eines himmlischen gefallen läßt, wieder sehr ungenügsam, denn manche wären sehr dankbar, wenn sie nur einmal über den Kanal hinüberlämen.

Denket ihr noch an den armen Willy, von dem ich im Anfang erzählt habe, wie er als Gefangener nach Frankreich kam und durch die wunderbare Fügung Gottes zu dem französischen Kaiser und auf dessen Befehl nach einem englischen Kriegsschiff gebracht wurde? Es war gerade das Schiff, auf welchem Donald diente. Der Offizier, der in Abwesenheit des Kapitäns das Schiff befehligte, ließ, wie ihr wißet, den Knaben in einem Boot nach Dover bringen. Donald, der Unterbootsmann, mußte das Boot führen und nahm vier Matrosen zum Rudern mit. Unterwegs ließ sich Donald von Willy seine Geschichte erzählen und ich mußte ihm Unrecht thun, wenn ich jagen wollte, sie habe keinen Eindruck auf ihn gemacht. Sie erinnerte ihn lebhaft an seine eigene Geschichte, an die Liebe seiner Mutter, an welche er seit einiger Zeit weniger gedacht hatte, an sein Vorhaben, aufs Meer zu gehen, freilich in

ganz anderer Absicht als Willy, und sie machte ihn traurig durch die Ueberlegung, daß er nie Gelegenheit gehabt habe, seiner Mutter die Dankbarkeit für ihre aufopfernde Liebe durch die That auszusprechen, während Willy nun die seinige vielleicht vom Tode retten konnte.

In solche Gedanken versunken, lehrte Dan, nachdem er den Knaben wohlbehalten ans Land gesetzt hatte, wieder um nach seinem Schiffe; allein obgleich dasselbe nur eine halbe Stunde entfernt war, sollte er es doch nie wieder sehen. Das dachte er freilich nicht, als er mit Willy sein Boot bestieg, daß diese Spazierfahrt seinem ganzen Lebenslauf eine neue Wendung geben und daß die Erscheinung des zwölfjährigen Knaben, den er späterhin nie wieder zu sehen bekam, einen so bedeutsamen Markstein auf seine Pilgerbahn setzen werde.

Einer der vier Matrosen, „der lange Sam“ genannt, warf einen verdächtigen Blick links hinauf nach dem Horizont und als er merkte, daß der Unterbootsmann in Gedanken saß und nicht auf die Außenwelt achtete, gab er ihm einen freundschaftlichen Puff mit dem Ellbogen — denn er war schon ein alter Mann und von Anfang an mit Donald auf vertrautem Fuß gestanden. „He, Dan!“ sagte er, „wenn du träumen willst, so thätest du das besser heute nacht in deiner Hängematte; vorderhand aber werden wir, glaub’ ich, mit dem Hai, der da einherrennt, genug zu schaffen haben.“

Donald, ärgerlich darüber, daß ihn ein anderer hatte an seine Pflicht erinnern müssen, drehte schweigend den Kopf um und sah, daß von Norden her ein dicker Nebel, gleich einem Kriegsheer von den Nebelgeistern, die in den hochschottischen Sagen vorkommen, in größter Eile anmarschierte. „Haltet bei, Jungen!“ rief er dann, indem seine ganze Entschlossenheit wiederkehrte; „rührt euch! Rudert, als wolltet ihr eine Kanonenkugel einholen! Gebt mir die zwei Ruder dort!“ Damit legte er selbst Hand an und arbeitete in die Wette, indem seine eiserne Kraft die beiden Ruder zugleich führte.

Das kleine Boot flog über die Wellen hin wie ein Weberchifflein durch den Zettel. Gegen Süden, wo es noch hell war, sahen sie ihr Schiff liegen; in einer Viertelstunde konnten sie es vollends erreichen; aber der Nebel ruderte schneller als sie und hatte sie bald überholt, und in dem Nebel steckte ein Wind, der regte das Wasser des Kanals so auf, daß die Bootsleute Mühe hatten, ihr Boot vor dem Umsturz zu bewahren; die Richtung einzuhalten war gar nicht mehr möglich. Zwar hatte Donald einen Taschenkompaß bei sich; aber nachdem sie einmal eine Weile von dem Windstoß umhergeworfen waren, konnte auch der nicht mehr viel helfen, und auch die Signale vom Schiffe aus, die ihnen die Richtung angeben sollten, wiederholte Kanonenschüsse, waren vergeblich; denn andere Schiffe in der Nachbarschaft gaben auch solche Signale. Man suchte allerdings so viel wie möglich die südliche Richtung einzuhalten; aber der Sturm vereitelte alle Bemühungen und jagte das kleine Boot, obwohl es kein Segel führte, schneller gegen Südosten, als eine Dampfmaschine von sechzig Pferdekraften hätte thun können.

Auf einmal wurde es vor ihnen ganz dunkel, als ob mitten durch den Nebel ein schwarzer Riese aus dem Abgrund emporgestiegen wäre und ihnen den Weg versperren wollte. Im nächsten Augenblick aber wußte der alte Sam bereits, woran er war, und rief mit dumpfer, ängstlicher Stimme: „Duff das Boot! Duff! sag' ich euch!“ Donald, der früher am Steuerruder gesessen war, aber bei der Erscheinung des Rebels die Ruder ergriffen hatte, wurde zu gleicher Zeit der Gefahr aus Steuer und suchte das Boot auf die Seite zu drücken; denn die gewaltige schwarze Masse vor ihnen war nichts anderes als ein großes Kriegsschiff mit drei Reihen Stückpforten, und wenn sie nicht noch schnell beiseits vorbeikamen, so mußte der Wind sie an den Kolof hinerschleudern und ihr kleines Boot zerschellen.

Unterdessen hatte die Schiffswache sie bemerkt und rief auf Französisch: „Boot ahoy!“ Donald, der nun erst

merkte, daß sie in den Bereich eines feindlichen Linien-
schiffes geraten waren, das hier vor Anker lag, gab eilig
seine Befehle, um sein Boot aus dem Gesichtskreis der
Feinde zu bringen und sich im Nebel unsichtbar zu machen;
aber sobald die Offiziere des Schiffes diese Absicht ent-
deckten, rief man ihnen ein donnerndes Halt zu und zu-
gleich flog eine Flintensalve prasselnd über ihre Köpfe hin.
Die Kanonen drohten sie in den Grund zu schießen; und,
was noch schlimmer war, der Nebel ging in diesem Augen-
blick ein wenig in die Höhe, so daß die Kanonen ihr Ziel
nicht verfehlen konnten, während zugleich Donald gewahr
wurde, daß vor ihnen noch mehrere französische Schiffe
lagen und ihrer somit eine Art Spießrutenlaufen wartete;
denn der Sturm hatte sie mitten in die französische Flotte
hineingejagt.

Unter diesen Umständen wäre es eine vergebliche Toll-
kühnheit gewesen, die Flucht zu versuchen, da weder sie
noch ihr Boot schuß- und stichfest waren. Es blieb nichts
übrig, als sich zu ergeben, so sehr sich auch der alte Sam
dagegen sträubte. Man warf ihnen ein Tau zu und ließ
sie an der Strickleiter aufs Schiff steigen. Raum waren
sie auf dem Verdeck, so hörten Nebel und Sturm auf.
Dan wurde vor den Kapitän geführt, der ihn mittelst
eines Dolmetschers verhörte, und berichtete diesem, daß
er auf besonderen Befehl des Kaisers Napoleon einen
Knaben, für den sich der Kaiser interessierte, in Dover
habe ans Land setzen müssen, und im Rückweg vom Sturm
überfallen und auf die französische Seite des Kanals herüber
getrieben worden sei. Diese Erzählung klang aber gar zu
unwahrscheinlich, als daß der Kapitän sie ohne weiteres
als bare Münze hätte annehmen mögen. Er erklärte
den englischen Seeleuten, sie seien vorderhand Kriegs-
gefangene; wenn sie auf dem Schiffe Dienste nehmen
wollten, könnten sie sogleich dableiben, da gerade einige
Stellen bei ihm unbesezt seien; wo nicht, so würden sie
ans Land gebracht und vor ein Kriegsgericht gestellt
werden, da würde sich's dann bald zeigen, ob der Roman,

den der Unterbootsmann ihm erzählt habe, auf einer geschichtlichen Grundlage ruhe.

Sie erklärten aber alle rundweg, daß sie als gute Briten nur ihre eigene Flagge anerkennen würden und lieber sterben wollten, als gegen ihr eigenes Volk untreu werden. Auch hätten sie eine gerichtliche Untersuchung nicht zu scheuen und wären versichert, daß jeder gerechte Gerichtshof sie losprechen müßte. So wurden sie denn am folgenden Tage, als die See ruhiger geworden war, unter hinreichendem militärischem Geleit nach Boulogne geführt und dort zunächst in sicheres Verwahrsam gebracht. Allein der Kaiser, auf dessen Zeugnis sich Donald berief, hatte jetzt Wichtigeres zu thun, als ein paar englische Matrosen zu verhören, und wenn sie sich beklagten und um schnelle Untersuchung baten, so antwortete ihnen der Aufseher des Gefängnisses, der ihre Sprache nicht verstand, so wenig als wie sie die seinige, immer nur mit stummen Geberden, die sie zur Geduld zu verweisen schienen. Ihre Sache wurde allmählich vergessen; der Plan eines Einfalls in England wurde zu Schanden; der Kaiser verließ Boulogne, und als endlich einmal bei einer Visitation der Gefängnisse auch ihre Sache zur Sprache kam, über welche niemand Aufschluß zu geben wußte, wurde beschlossen, sie nach Brest zu transportieren und dort ins Bagno zu setzen, weil sie doch ohne Zweifel nichts anderes als englische Spione gewesen seien. Unterwegs fand Donald Gelegenheit, zu entkommen; was aus den übrigen geworden ist, weiß ich nicht. Der „lange Sam“ wird sein Schicksal wohl nicht lange überlebt haben. Es hatte ihm bei seinem ungemessenen englischen Nationalstolz bereits das Herz gebrochen, daß er das Unglück hatte, in französische Gefangenschaft zu geraten. Im Gefängnis saß er dumpf hinbrütend da, redete nichts, aß nur zur Nothdurft, und bot auf solche Weise das traurige Bild eines Menschen dar, dem die Blütenstengel seiner irdischen Hoffnung abgetnickt sind, und der von der himmlischen keine Ahnung hat.

4. Die Wucht.

Was ist das für ein Wanderer, der sich dort durch den Wald von Sandföhren hindurchschleicht? Eine hochgewachsene Gestalt in blauem Wams mit weiten Bein Kleidern, auf dem Kopf eine schwarze Ledermütze mit einem Schild nach hinten, der den Nacken gegen den herabfließenden Regen schützt, in der Hand einen Knotenstock, den er sich unterwegs geschnitten und an dem er eben noch die kleinen Zweige abschneidet. Er sieht sich eben etwas ängstlich um, und wir können ihm ins Gesicht sehen — es ist Dan Donald, der englische Unterbootsmann. Er scheint ermüdet zu sein; denn eben jetzt, da er das Meeresufer erreicht, bis zu welchem sich der Wald erstreckt, setzt er sich auf einen Sandhaufen nieder und blickt trübe hinüber über die salzige Flut. Es ist wieder eine Zeit zum stillen Nachdenken gekommen; und wenn er auch gern seinen Gedanken entlaufen möchte, er kann sie nicht abschütteln, so wenig, als der Wurm die Ameisen, die ihn ganz überzogen haben und Stück für Stück in ihre Hütte schleppen.

Aber was hilft's jetzt, zu grübeln und zu überlegen, wie es hätte gehen können und sollen? Dazu ist's zu spät. Es ist nun einmal so. Es kann ja alles noch gut werden und die alten Wünsche meines Herzens können immer noch ihre Befriedigung finden.

Freilich war dazu wenig Aussicht vorhanden. Wenn auch, was nicht zu erwarten war, ein Schiff sollte in der Nähe vorüberkommen, wie konnte er sich demselben verständlich machen? und wenn ihm dies auch möglich war, was konnte er anders erwarten, als daß es ein französisches sein werde? Zwar hatte er bereits einen Plan entworfen, wie er sich für einen schiffbrüchigen englischen Matrosen ausgeben und auch einem französischen Schiff seine Dienste als solcher anbieten wollte; denn er wußte, daß die Matrosen sehr gesucht waren, weil die junge Mannschaft des Landes ins Heer eingereicht war, und für

die Handelsschiffe nicht Leute genug übrig blieben. Aber es wurde ihm erspart, diesen Plan auszuführen, aus dem einfachen Grunde, weil kein Schiff vorbeikam, bei dem er ihn hätte in Anwendung bringen können.

Dagegen kam, nachdem er schon einige Stunden sehnfüchtig auf seinem Sandhaufen geseffen war und vergeblich nach einem Segel gespäht hatte, zu seinem Schrecken ein Mann auf ihn zu, der sich durch die Art auf seiner Schulter als einen Holzhauer zu erkennen gab und ganz verwundert schien, eine so fremde Gestalt auf diesem Plage anzutreffen. Zu seiner großen Freude wurde Donald von dem Manne, der alsbald sah, daß er einen englischen Seemann vor sich hatte, englisch angeredet. Alle Furcht war nun hinweg. Donald erzählte dem Manne offenherzig, wie er hieher gekommen sei, und nach und nach rückte er mit seiner ganzen Geschichte heraus, noch ehe er wußte, ob ihn außer der englischen Anrede auch noch etwas anderes zu einer solchen Aufmerksamkeit berechnete. Donald war, wie die Schotten gewöhnlich sind, klug, vorsichtig, zurückhaltend; aber er hatte an der Sprache des Mannes bald wahrgenommen, daß derselbe nicht ein Franzose sei, der sich durch zufällige Umstände eine Kenntniß der englischen Sprache erworben, sondern ein ursprünglicher Engländer; und er setzte ein so unbeschränktes Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit des englischen Nationalcharakters, daß er einen Verrat in einem solchen Falle für ganz unmöglich hielt. Er täuschte sich auch hierin nicht, und sein Vertrauen wurde erwidert. Der Mann war ein Schmuggler, der den Verrat eben so sehr zu fürchten hatte als Donald selbst. Die Kontinentalsperre war zu jener Zeit von Napoleon gegen England angeordnet worden; keine Kolonialwaren und keine englischen Fabrikate irgend welcher Art durften aus England in die Länder des Kontinents (das ist: des Festlandes von Europa) eingeführt werden, und sie stiegen deswegen auf ungeheure Preise. Da war mit dem Schmuggeln etwas zu verdienen, und die, welche sich damit abgaben, versuchten ihr Gewissen zu beschwichtigen durch

die Betrachtung der großen Ungerechtigkeit, welche dieser Maßregel zu Grunde läge.

Der Schmuggler war in der Nähe von Bristol gebürtig, und hatte auf mehreren Handelsschiffen, die früherhin mit Frankreich verkehrten, als Matrose gedient und die nördlichen Küsten des Landes kennen gelernt. In dem ausgedehnten Walde, wo sie sich jetzt befanden, hatte Ferry, so hieß der Schmuggler, sich eine Hütte gebaut, und in einer stillen verborgenen Bucht stand sein kleines Schiffchen im Schatten der Bäume versteckt. Von Zeit zu Zeit fuhr er bei nächtlicher Weile hinüber an die englische Küste, wo er mit einem Kaufmann im Einverständnis stand, belud es mit wertvollen englischen Fabrikaten, die er dann durch seine Helfershelfer — denn er war der französischen Sprache mächtig — verkaufte und bei der nächsten Fahrt nach England bezahlte. Obgleich der Gewinn unter Mehrere verteilt werden mußte, blieb ihm doch noch ein Schönes übrig, und er hatte sich bereits ein kleines Vermögen gesammelt, das er der Sicherheit wegen in England anlegte. Nachdem er dies alles dem Unterbootsmann ausführlich erzählt hatte, fragte er ihn: „Nun, Bandsmann, was kann ich für Euch thun?“

„Wenn Ihr mich,“ erwiderte Donald, „nach England hinüberschiffen könnet, so werde ich Euch sehr dankbar sein, und vielleicht auch einmal Gelegenheit finden, meine Dankbarkeit durch die That zu bezeugen.“

„Davon ist nicht die Rede,“ erwiderte Ferry; „meine Frage war uneigennützig gemeint. Aber Ihr werdet hungrig und durstig sein, und ich bin ein rechter Schöps, daß ich nicht vor allen Dingen an eine Erfrischung für Euch dachte. Kommet jetzt mit mir in meine Hütte, sie ist nur eine halbe Stunde entfernt, und ich weiß die Schleichwege, auf denen wir keinem Menschen begegnen.“

Ferry ging voran und wand sich durchs Gebüsch und unter den herabhängenden Aesten durch, mit der Gewandtheit und Beweglichkeit einer Schlange. Er war ein kurzer, stämmiger Mann, muskulös, mit Knochen, so fest wie

ein Walroßzahn, und mit Kerben von Stahl. Donalds hohe Gestalt hatte Mühe, ihm nachzukommen, und wäre er's nicht von den Treppen und Thüren auf dem Schiffe her gewohnt gewesen, sich zu bücken, so hätte er nicht unter den vielen Schlagbäumen, die vor ihm ausgestreckt waren, durchkommen können, sie wären für ihn wahre Schlagbäume geworden. Aber seine eiserne Kraft und seine ungeweine Behendigkeit überwand auch noch diese Strapazen nach einem ohnehin ermüdenden und erfrischungsarmen Tage. Um so willkommener war die Ruhe und die Mahlzeit in des Schmugglers ärmlicher Hütte. Sie war nur aus Baumästen errichtet und mit Moos verstopft und zeigte beim ersten Anblick nur das allernotwendigste Geräthe, kein Bett, sondern nur ein Lager von Laub, keinen Stuhl, sondern zwei Holzblöcke, keinen Tisch, sondern statt dessen eine umgestürzte alte Kiste, ferner einen Wasserkrug, eine Jagdtasche, eine Flinte, einige Netze, Sägen, Hämmer und andere Werkzeuge. Ein Fenster war nicht da, aber eine Lampe und ein Delkrug, auch kein Herd, denn der Inhaber begnügte sich mit kalten Speisen. Wenn er seinen Thee kochte, ohne den ein Engländer nicht behaglich leben kann, so that er es bei Nacht, um nicht durch den Rauch verraten zu werden; übrigens war von Theegeräten nichts zu entdecken. Rings um die Hütte her war dichtes Gebüsch, so daß ein Vorübergehender sie nicht gewahr wurde und nur bei genauerer Untersuchung auffindig machen konnte. Sie war übrigens nur leicht verschlossen, um, wenn sie je einmal gefunden würde, von jedermann geöffnet werden zu können und keinen Verdacht zu erwecken. Sie konnte dann für die Hütte eines Walbhüters gelten, und der Walbhüter selbst, der den Bezirk unter seiner Aufsicht hatte und vor dem natürlich nichts zu verbergen gewesen wäre, gehörte mit zu den Vertrauten Ferrys.

Nachdem sich Donald auf einem der Holzblöcke niedergelassen hatte, sah er sich in der Hütte um und dachte, da werde es wohl mit Lebensmitteln schlecht bestellt sein, denn er konnte keinen Schrank und keinen Behälter irgend

einer Art wahrnehmen, worin etwas aufzubewahren sein möchte. Ferry, der diesen Blick wahrnahm, erriet seine Gedanken. „Ich merke wohl,“ sagte er, „daß Ihr mir keine besonderen Vorräte zutrauet; aber seid ruhig. Ihr sollt befriedigt werden. Meine Gäste dürfen keinen Mangel leiden, wenn ich auch selten so glücklich bin, einen in meinen hölzernen Mauern zu beherbergen.“

Mit diesen Worten zündete er seine Lampe an, nahm ein Stück von der aus unbehauenen Pfählen bestehenden Rückwand, das nur angelehnt und eingeklemmt war, heraus, und es zeigte sich der Eingang in eine Höhle, in welche er seinen Gast mit der Lampe vorangehen ließ; er selbst kam hintennach, nachdem er die Thüre wieder eingesezt hatte. Donald machte große Augen, als er sich in der ziemlich geräumigen Höhle umsah, denn da war keine Spur mehr von der Wohnung eines Walbhüters. Die ganze Höhle war mit Tuch ausge schlagen; auf der einen Seite lagen bequeme Polster und Matrazen, die ein Türke zu seiner Mittagsruhe nicht verschmäht haben würde, auf der andern Seite lagen viele Ballen englischer Manufakturwaren, auf der dritten standen Koffer und Kisten mit Gerätschaften und Vorräten, in welche Ferry seinen Gast einen Blick thun ließ.

Während aber Donald sich immer noch verwundert umsah, war auf einmal sein Gastwirt verschwunden, und Donald konnte nicht begreifen, wie. Es war nirgends ein Ausgang; die Thüre zur Hütte konnte nicht ohne Geräusch geöffnet werden; da hinaus konnte er also nicht gegangen sein. Schon wollten sich argwöhnische Gedanken in dem vorsichtigen Schotten regen, als ob er in eine Falle geraten sei; er schlug sie aber alsbald wieder nieder durch die Betrachtung, daß ja der Schmuggler keinen Vorteil davon haben könne, ihn zu verraten, weil er selbst dadurch verraten würde, und sezte sich ruhig auf ein Polster nieder, um die Rückkunft des rätselhaften Mannes in Geduld abzuwarten. Bald erschien er auch wirklich wieder durch eine, gleichfalls mit Tuch überzogene Thüre in der hintern

Wand der Höhle, die man nur bei genauer Untersuchung entdecken konnte, und die ganz geräuschlos auf und zunging. Er hatte an einer benachbarten Quelle Wasser geholt, um vermittelst einer Weingeistlampe Thee zu bereiten. Bald dampfte der gastliche Thee auf dem kleinen Tische in der Mitte der Höhle, vor welchem die beiden Geächteten auf leichten Feldstühlen saßen. Frisches Brot gab es dazu nicht, aber guten Zwieback, gesalzene Butter, getrocknete Rindszungen und wohlschmeckenden Schinken. Ein Glas Whisky oder Feuerwasser, wie es bei den Indianern heißt, durfte natürlich auch nicht fehlen; denn wie die Engländer ihren Thee, so meinen die meisten Seeleute ihren Brantwein haben zu müssen, wenn es ihnen recht wohl sein soll.

Nachdem sich Donald gehörig erquidt und gestärkt hatte, meldete sich um so lauter das Bedürfnis der Ruhe und des Schlafs. Der Schmuggler wies seinem Gast eine der Matratzen zur Ruhestätte an; für ihn selbst aber war die Zeit der Ruhe noch nicht gekommen. Er erwartete in dieser Nacht seine Helfershelfer, die einen Teil der Ware im Empfang nehmen und in die benachbarte Landschaft schaffen sollten, wo ein Kaufmann die Niederlage und den Verkauf derselben übernommen hatte. Zu diesem Ende mußte er nun die Warenballen ins Gebüsch hinaus schaffen, wobei Donald seine Hilfe anbot, so müde er sich auch fühlte; sie wurde aber nicht angenommen. Erst nachdem die Beute mit den Waren sich entfernt hatten, löschte Ferry die Lampe und legte sich auch zum Schlafe nieder, nachdem er die Eingänge der Höhle vorsichtig verwahrt hatte.

Als sich die beiden Höhlenbewohner am andern Morgen von ihrem Lager erhoben hatten und die Lampe angezündet war, sagte der Schmuggler zu seinem Gast: „Landsmann! Ihr dürft Euch darauf verlassen, daß ich Euch nach England hinüberschaffe; und wenn uns die Küstenhunde nicht unterwegs auffangen, sollet Ihr bald wieder vor einem warmen Stück Roastbeef sitzen und allen französischen Galeeren ein Schnippchen schlagen. Aber Ihr müßt geduldig bei mir ausharren, bis die rechte Stunde

kommt. Nur in den finstersten Nächten darf ich es wagen, über den Kanal, der hier ziemlich breit und von vielen Küstenschiffen bewacht ist, hinüberzurudern. Heute habe ich einige Gänge zu machen und muß Euch allein lassen; ich werde aber auf den Abend zurückkommen und in der Zwischenzeit vertreibt Euch die lange Weile, so gut Ihr könnt. Hier ist Fleisch und Butter und Zwieback, dort ist Wein und Bier, und den geheimen Ausgang wisset Ihr, wenn's not thun sollte. Da sind auch ein paar Bücher, die ich schon oft durchgelesen habe, der alte Robinson Crusoe, die Geschichte der Flibustier und Ansons Reise um die Welt. Wenn's Euch aber zu langweilig wird, so könnt Ihr schlafen."

Zu letzterem kam's aber nicht. Donald versuchte eine Zeitlang zu lesen, wurde jedoch dieser eintönigen Beschäftigung bald müde, und nachdem er eben sich an den Tisch gesetzt hatte, um bei einem trefflichen Mittagsmahl bessere Unterhaltung zu suchen, hörte er auf einmal in der Nähe einige Flintenschüsse. Erschrocken fuhr er auf und war einen Augenblick unentschlossen, ob er sich durch den vordern oder hintern Ausgang flüchten sollte. Bald aber vernahm er deutlich laute Stimmen in der vordern Holzhütte und nun eilte er durch die Thüre im Hintergrund der Höhle in das dicht verwachsene Gebüsch, das die Höhle von hinten maskierte. Er hielt es für das Ratksamste, sich in diesem Gebüsch zu verbergen, bis der Dämmerung eingetreten wäre. Sie kam bald, denn es war trüb und regnete nicht wenig. Gegen Abend hörte er einige Leute an dem Gebüsch vorübergehen; aber was sie miteinander redeten, verstand er nicht. Die Höhle schienen sie nicht entdeckt zu haben, denn es wurde bald darauf ganz ruhig, so daß der geängstete Schotte es wagte, wieder in die Höhle hineinzugehen und eine Lampe anzuzünden. Er wartete nun mit Verlangen auf Ferrys Rückkunft; als er aber um Mitternacht immer noch nicht da war, legte er sich nieder und löschte die Lampe aus.

Am folgenden Tage wartete er wieder und als Ferry immer noch nicht kam, so lag ihm natürlich die Vermutung sehr nahe, er werde gefangen genommen sein. In diesem Fall aber war ein längerer Aufenthalt in der Höhle nicht ohne augenscheinliche Gefahr. Denn wenn auch von dem Schmuggler, so wie er ihn kannte, nicht zu erwarten war, daß er so leicht sich würde dazu verstehen können, seinen Schlupfwinkel zu verraten, so mußten doch die Häfcher wissen, daß ein solcher vorhanden sei, und wo sollten sie ihn eher suchen, als in der Nachbarschaft der Hütte? Der Gefahr aber, von ihnen aufgefunden zu werden, wollte sich Dan nicht aussetzen und entschloß sich daher, in der nächsten Nacht die Flucht zu ergreifen. Zu diesem Ende suchte er abends den Platz auf, wo das Boot lag, und den ihm der Schmuggler beiläufig bezeichnet hatte; er überzeugte sich, ob die Ruder darin lagen und nachdem er dieses erkundet, lehrte er in die Höhle zurück.

Nachdem er noch ein Nachtessen eingenommen und in ein paar Gläsern Wein sich Mut zu der gefährlichen Schifffahrt geholt hatte, machte er sich nachts zehn Uhr, wo die Ebbe eintrat, auf den Weg nach dem Boot. Als vorsichtiger Seemann nahm er auch noch ein weiteres Paar Ruder mit, die er in der Höhle vorrätig fand, und umwickelte sie mit Leinwand, was bei den im Boot befindlichen bereits geschehen war, um alles Geräusch, das ihn den Küstenschiffen verraten könnte, zu vermeiden. Sonst nahm er aus der Höhle nichts mit sich, als einen Mantel gegen den glücklicherweise immer noch andauernden Regen, einen Kompaß, eine Flasche Wein, eine Flasche Wasser und etwas Zwieback. „Es kommt sonst doch den Häfchern in die Hände,“ dachte er; „und da ist's immerhin besser, daß es mir Dienste leiste.“

Mit dem Eintritt der Ebbe stieß Donald das Boot hinaus in die hohe See, ruderte wacker, aber sehr still und vorsichtig, besonders so lange er in der Nähe der Küste war, und steuerte dann der Gegend zu, wo er sich die englische Küste am nächsten dachte. Es war freilich

kein angenehmes Geschäft, so unter strömendem Regen mit zwei Rudern ganz allein in pechschwarzer Nacht über das Meer zu fahren, wo keine Bäume an der Chaussée stehen, die bei uns auch im Winter bei tiefem Schnee die Fahrstraße bezeichnen, und namentlich nicht angenehm, wenn man von Auspässern umschwärmt ist und das jämmerliche Galeerenleben in Aussicht steht. Zwar gegen den Regen sollte der Mantel und gegen die Auspässer sollte der Regen schützen. Allein der Mantel machte ihm bei der ununterbrochenen starken Bewegung zu warm, und er legte ihn lieber ab, denn das Durchnäßtwerden ist ein Seemann gewohnt, wie ein Neger die Hitze, und er bekommt nicht so leicht eine Erkältung mit Schnupfen und Fieber. Und was die Auspässer betrifft, so war zwar der Regen ein vortrefflicher Mantel, um sich darunter zu verstecken; aber wie leicht konnte er nicht wieder, wie jenesmal, an ein Küstenschiff geraten, und wenn auch nicht gesehen, doch gehört werden! Diese Gefahr war so groß, daß sie ihn wirklich ereilte. In der dichten Finsternis ruderte er gerade unter einem Schiffe hin, das in dieser Gegend kreuzte und merkte es nicht eher, als bis es zu spät war. Sehen konnte man ihn freilich nicht; aber das Plätschern seiner Ruder, so vorsichtig er sie auch führte, muß doch das lauschende Ohr der Schiffswache erreicht haben. Er wurde angerufen, und da er keine Antwort gab, wurde aufs Geratewohl eine Flinte, bald auch eine Kanone nach ihm abgefeuert. Aber die Kugeln trafen nicht, und inzwischen war Donald wieder in den Bereich der Finsternis geraten und konnte nicht mehr gesehen noch sein Kurs (Lauf) berechnet werden. Ein ängstlicher Augenblick war's übrigens für ihn, und er hat später gestanden, daß er in seiner Bedrängnis wieder einmal zu Gott geschrien habe, was lange nicht mehr vorgekommen war.

Als er nun bald über die Linie hinaus war, innerhalb welcher er die französischen Schiffe zu fürchten hatte, als er jetzt wieder freier atmen konnte und die Geschichte der letzten Tage überdachte, da fiel ihm auf einmal der Ge-

danke heiß aufs Herz, daß er, der bisher so unbescholtene Mann, der sich auf seine Rechtschaffenheit so viel zu Gute that, heute einen Diebstahl begangen, und dem Manne, der ihn so freundlich aufgenommen und so wohlmeinend für ihn gesorgt, sein Boot und anderes entführt habe.

Unter diesen Gedanken kam er gegen Morgen ans Land und zwar richtig in der Nähe der Stadt, wo Ferry seine Einkäufe zu machen pflegte, wie wenn das Boot den Weg gewußt hätte. Da Donald diese Küste genau kannte, fuhr er bis zur Stadt selber, legte sein Boot im Hafen an und suchte den Kaufmann, mit dem Ferry in Geschäftsverkehr stand und dessen Namen ihm dieser gesagt hatte, unverzüglich auf. Sobald er ihn gefunden, zeigte er ihm an, daß Ferry ohne Zweifel verhaftet, ein guter Teil Ware aber noch unverkauft in der Höhle aufbewahrt sei, daß er das Boot herübergebracht habe, und daß es vielleicht ratsam sei, einen vertrauten Mann hinüberzuschicken, um die Waren holen zu lassen, weil sie sonst doch nur den französischen Zollbeamten in die Hände fallen würden. Nachdem er das Boot dem Kaufmann übergeben hatte, nebst Kompaß und Mantel, hielt er sich nicht so lange auf, um das Ergebnis dieses Versuches zu erfahren, sondern ging unverweilt nach Portsmouth, um auf einem Kaufahrteischiff eine Stelle zu suchen.

5. Die Wucht.

Auch wir müssen Ferry und seine Höhle und sein Boot ihrem Schicksal überlassen, um das Felsenkind auf seinem weitem Lebensbewege zu begleiten. Da war nun abermals durch Gottes gnädige Führung aus einer sehr gefährlichen Lage gerettet worden. Man sollte erwarten, er werde nun auch Gott seinen Dank dafür ausgesprochen haben. Aber die Dankbarkeit ist eine Pflanze, die so wenig auf dem Grund und Boden des natürlichen Herzens wächst, daß es sogar Völker giebt, die nicht einmal ein Wort dafür in ihrer Sprache haben.

Dan kannte zwar seinen Katechismus, aber er hatte ihn nur im Gedächtnis, nicht im Herzen; der Kanal vom Kopf zum Herzen schien verstopft zu sein. Was hilft das Korn auf dem Fruchtboden, wenn man es nicht auch herunterholt, um Brot davon zu machen! Dan duldete nicht, daß in seiner Gegenwart über das Wort Gottes gespottet wurde, er selbst aber las nicht darin. Er dachte, er brauche das nicht, da er ja rechtschaffen und untadelhaft wandle und ein gutes Gewissen habe.

Unterdessen haben wir ihn im Gewühl des Seehafens aus den Augen verloren und müssen ihn jetzt auf dem Ostindienfahrer „Hoogly“ wieder auffuchen, wo er eine Anstellung als zweiter Steuermann gefunden hat. Das vieljährige Verlangen seines Herzens, die tropischen Länder zu sehen, sollte nun endlich erfüllt werden. Wie erfreut war er, als er endlich am hellen Nachthimmel das südliche Kreuz auftauchen sah, als er nun selbst mit eigenen Augen die merkwürdigen Punkte erblickte, von denen ihm der alte Stephenson so oft erzählt hatte, als er die Kapstadt im Rücken hatte und nun in den indischen Ozean hineinsteuerete, als endlich Kalkuttä, die Stadt der Paläste, ihre Pracht vor ihm entfaltete, und der „Hoogly“ im Hoogly* Anker warf! Nun war er endlich im Lande der Palmen, im Lande der Turbane, der schwarzen und braunen Gesichter, der Mangofrüchte und Bananen, der Nabobs und Brahminen. So lange das Schiff vor Anker lag, seine Ladung löschte und die neue einnahm, hatte er Zeit genug, sich unter all diesen Herrlichkeiten umzusehen und die Stadt mit ihrer Umgegend nach allen Richtungen zu durchwandern.

Am Ende aber mußte er gestehen, daß auch die südliche Welt eine unvollkommene sei, daß neben den wenigen Reichen noch viel mehr Arme wohnen, die kaum Kleider haben, ihren Leib zu bedecken, daß die Südfrüchte zwar

*) Der Gangesstrom teilt sich in der Nähe des Meeres in mehrere Arme. An einem dieser Arme, dem Hoogly, liegt Kalkuttä.

sehr angenehm und kühlend schmecken, aber daß sich ein Europäer sehr leicht den Magen damit verdirbt, daß zwar das klare dunkle Blau des unbewölkten südlichen Himmels einen prächtigen Anblick gewährt, aber auch eine so glühende Hitze herabsendet, die notwendig Seuchen und Krankheiten erzeugen muß; daß die Ruhe unter den Palmen und in den üppigen Gebüsch etwas sehr labendes ist, wenn nur die Schlangen und andere gefährliche und beschwerliche Tiere sie nicht so unheimlich machten. Am Ende, dachte er, sei es doch noch besser, unter dem Ginsterstrauch zu liegen. Kurz, seine Begeisterung wurde bedeutend abgekühlt trotz der großen Hitze und in den Freudenbecher der südlichen Genüsse mischte sich immer auch etwas schottisches Heimweh. Dan fand bald, daß die Schilderung tropischer Gegenden in dem Häuschen des alten Matrosen reizender gewesen war, als der Aufenthalt in denselben sich ihm jetzt darstellte.

Bei einem Besuch in dem großen Hospital traf unser Felsenkind ganz unerwartet mit einem Sohn seines Pflegedaters, dem Alan Robson, zusammen, der mit einem englischen Regiment als Soldat nach Indien gekommen war und soeben einen Anfall der Cholera überstanden hatte. Alan war es gerade gewesen, der ihn in seinen Knabenjahren am meisten geplagt und mißhandelt hatte. Aber das hatte Dan in seiner Gutmütigkeit längst vergessen, und es kam ihm nicht von ferne in den Sinn, den armen Mann seine Jugendsünden jetzt entgelten zu lassen; vielmehr begrüßte er ihn mit aller Freundlichkeit und Herzlichkeit wie einen Bruder und that alles, was in seinen Kräften stand, um ihm seine Lage zu erleichtern und seine Genesung zu beschleunigen. Er ließ ihm auch, als sein Schiff wieder unter Segel ging, eine kleine Geldsumme zurück, damit er seine Gesundheit pflegen könnte. Dabei fiel es ihm aber nicht ein, Gott zu danken, daß er ihn bisher vor Krankheit bewahrt und ihn, der einst der Geringste und Mißhandelte im Hause der Heimat gewesen, in den Stand gesetzt hatte, feurige Kohlen auf das Haupt

seines Plagegeistes zu sammeln. Er erwies dem Bruder den Samariterdienst, nicht, weil ihn die Liebe Christi dazu drang, den Feind zu lieben, sondern aus bloßer natürlicher Gutmütigkeit. Es ist doch ein sonderbarer Mensch, dieser Donald! Einem Menschen, der ihm einst viel Leid angethan, kann er Barmherzigkeit erweisen, und an dem größten Menschenfreund, der für ihn unter tausend Schmerzen am Kreuze gestorben ist, geht er kalt vorüber, ohne sich nach ihm umzusehen, ohne ihm für so große Liebe zu danken. Siebt es wohl noch mehr so sonderbare Menschen? Wenn ihr einen wisset, so saget's ihm, daß der Heiland der Welt auf ihn warte, auf seinen Dank und seine Liebe, daß er immer noch frage: Wo sind aber die Neune?

Auf dem Rückweg von Ostindien nach England legte der „Hoogly“ in dem Hafen von Rio Janeiro in Brasilien an, um noch einige Waren einzunehmen, und so bekam Donald auch Südamerika zu sehen. Das Sklavenwesen dort gefiel ihm nicht. Wenn er die Sklavenhändler betrachtete und die Sklavenpeiniger, so sprach er bei sich selbst, wie der Pharisäer: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht so schlecht bin wie diese Schufte.“ Im Grunde aber dankte er ihm doch nicht; denn es steht geschrieben: „Wer Dank opfert, der preiset mich, und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.“

Dan aber war gegen dieses Heil immer noch blind. So kam er auch auf seinem Schiffe nach England zurück, und wiewohl er die Wirklichkeit nicht so gefunden hatte, wie sie die Einbildungskraft ihm vorspiegelte, so war doch sein Verlangen nach fremden Ländern und ihren Merkwürdigkeiten noch nicht gesättigt. Er wollte nun auch Nordamerika sehen, von dem er so viel gehört hatte, und ruhte nicht, bis er auf einem dahin bestimmten Schiff eine Anstellung fand. Als geschickter, nüchternen und erfahrener Seemann bekam er vom Kapitän des „Hoogly“ die besten Zeugnisse; auch von dem Kriegsschiff, auf dem er früher diente, hatte er sich solche zu verschaffen gewußt, und so konnte es ihm an einer guten Stelle nicht fehlen.

Er kam als erster Steuermann auf das Schiff „Rob Roy“, das ihn schon durch seinen schottischen Namen anzog, und segelte mit demselben nach New-York. Diese Seereise war höchst beschwerlich und mühsam; immer war der Wind ungünstig; immer mußte man kreuzen und lavieren; zweimal mußte man unterwegs von begegnenden Schiffen, die um so günstigere Fahrt hatten, Lebensmittel sich erbitten, weil der Proviant ganz ausgegangen war; 130 Tage war das Schiff unterwegs, bis der Hafen von New-York erreicht wurde, eine Langsamkeit der Fahrt, wie sie in den Jahrbüchern der Seefahrten nur höchst selten vorkommt.

Wie froh war Donald, als er endlich in New-York den Fuß ans Land setzen und von den Strapazen ein wenig ausruhen konnte! In England hatte man das Schiff längst verloren gegeben. In Nordamerika gefiel's unserem Steuermann besser als in Ostindien, und wäre nicht, wie das bei Seelenten so oft vorkommt, das Meer sein Element gewesen, er hätte sich, glaube ich, entschließen können, dort eine Ansiedlung zu versuchen, trotz der schottischen Heimat, in welcher ja kein Herz mehr für ihn schlug, kein Mensch ihn vermisse. Noch zweimal machte er die Reise nach New-York; sein Wohlgefallen aber an dieser neuen Welt nahm jedesmal ein wenig ab, weil es ihm vorkam, als sei dort alles nur darauf aus, Geld zu sammeln und reich zu werden; und dafür hatte er keinen Sinn.

Als er das drittemal nach New-York kam, bedurfte sein Schiff, das mehrere Stürme bestanden hatte, eine etwas gründlichere Ausbesserung, und Donald, der den „Rob Roy“ eine Zeitlang seinem Schicksal überlassen konnte, hatte nun Muße genug, Stadt und Nachbarschaft etwas genauer kennen zu lernen. Eines Tages, als er so in der Stadt umherging, kam er an einer Kirche vorbei, wo sich die Leute gerade zum Gottesdienst versammelten. Da dachte er, er sei schon lange nicht mehr in einer Kirche gewesen und wolle doch auch wieder einmal hineingehen. Denn die Seelente hören oft Monate lang keine Predigt; auf den Handelsschiffen giebt es gewöhnlich keine Prediger,

und auch wo ein Kapitän am Sonntag darauf hält, daß einige Abschnitte aus der Bibel und Gebete gelesen werden, muß doch bei stürmischem Wetter der Gottesdienst oft ausfallen.

Dan befand sich nun eben in der Laune, einmal wieder eine Predigt zu hören. Wenn aber ein Mensch bekehrt werden soll, so muß er zuvorberst zur Erkenntnis seiner Sünden gebracht werden, und das war's, was jener Prediger wohl verstand und treulich übte. Heute hatte er nach der Geschichte vom Pharisäer und Zöllner die Schilderung der Selbstgerechten, und malte sie so getreu nach dem Leben, daß Dan sich des Gedankens nicht ganz erwehren konnte, der Prediger müsse wissen, daß er in der Kirche sei, und ihn besonders aufs Korn genommen habe; und als er dann das Ende solcher Leute und ihr schreckliches Erwachen in der Ewigkeit nach einer so langen Selbsttäuschung beschrieb, da wurde Dan innerlich unwillig, denn er meinte, wenn ein Mensch seine Pflichten so pünktlich erfüllt, seinen guten Namen allezeit bewahrt habe und seinen Nebenmenschen zu jedem Dienst bereit gewesen sei, wie er, so könne es ihm in der Ewigkeit nicht so schlimm gehen, sonst müßte ja Gott ein ungerechter Gott sein.

Den dritten Teil der Predigt, welcher auseinander-setzte, wie auch den Selbstgerechten noch zu helfen sei, wenn sie sich bekehren, den hörte Dan nicht mehr. Denn inzwischen, während man nach dem zweiten Teile einen Vers sang, hatte etwas anderes seine Aufmerksamkeit vollständig in Anspruch genommen, und wenn vorher ganz Ohr (was ich aber noch bezweifle), war er jetzt ganz Auge. Da drüben auf der andern Seite der Kirche fiel ihm auf einmal eine Gestalt auf, die er bisher übersehen hatte, aber nun um so angestrongter und unablässiger betrachtete. Ein Seemann, der seine Augen von Jugend an auf den Bergen und auf den Meeren durch den Blick ins Weite geübt hat, sieht schärfer als einer, der sie an den Spitzen und Ecken von Millionen kleiner Buchstaben abgestumpft; er konnte sich also nicht täuschen, und der Mann ihm

gegenüber konnte kein anderer als der Schmuggler Ferry sein. Aber wie kam der hierher? Er stak in einer sehr ärmlichen Kleidung und gab so aufmerksam auf die Predigt acht, daß er kein Auge von der Kanzel abwandte. Das war dem Steuermann auffallend, denn es sah dem Schmuggler nicht gleich; und um sich vollständig zu überzeugen, daß es wirklich dieser sei und kein anderer, wartete er mit Verlangen darauf, daß er auch einmal ihn ansehen möchte, denn dann mußte sich's ja zeigen, ob er ihn wiedererkenne und also der Rechte sei. Aber der Mann that ihm den Gefallen nicht; er sah entweder auf den Prediger oder er schlug die Augen nieder.

Als endlich der von Dan sehnlich erwartete Schluß des Gottesdienstes kam, eilte er, so gut es in Gedränge ohne Aufsehen möglich war, um die so seltsame Erscheinung nicht zu verfehlen; denn Ferry, falls er es wirklich war, stand näher bei der Thür und kam somit vorher hinaus. Ein paar Sätze und er hatte den Mann in den abgetragenen Kleidern eingeholt und klopfte ihm derb auf die Achsel. Der Fremde blickte sich verwundert um. „Seid Ihr's, Donald!“ rief er dann nach einigem Staunen, „oder seid Ihr's nicht?“

„Ja, ich bin's,“ erwiderte dieser; „und da wir einander manches zu erzählen haben werden, so laßt uns in jenes Kaffeehaus gehen und ein paar Stunden ruhig zusammensitzen.“

Sie traten ein; Dan ließ sich ein Zimmer anweisen, in dem sie allein sein konnten, ließ Kaffee und Zigarren bringen, und hob dann an: „Nun, Ferry! ich bin außerordentlich begierig, zu erfahren, wie Ihr los geworden und hierher gekommen seid. Erzählet jetzt Eure Geschichte.“

„Ihr habt mich als wohlhabenden Schmuggler gekannt,“ sagte dieser; „und jetzt bin ich nicht viel besser daran, als ein Bettler. Damals, als ich Euch in meiner Höhle allein zurückließ, ging ich in die Stadt, um mit dem Kaufmann, dem ich in der Nacht vorher eine Warenladung zugeschickt hatte, abzurechnen. Ich ahnte nichts

davon, daß meine Beute in der Nacht von den Zollwächtern überfallen und samt den Gütern gefangen genommen waren. Nur ein Einziger hatte alles im Stich gelassen, um mir einen Wink zu geben. Er verfehlte mich und fand mich erst nach langem Suchen. Als bald lehrte ich auf einem andern Wege um; aber die Zollwächter waren mir schon zuvorgekommen. Unglücklicherweise traf ich mit ihnen zusammen. Ich wollte fliehen; sie schossen nach mir, trafen mich aber nicht; als ich aber floh, fiel ich einer der aufgestellten Wachen in die Hände, und da die aus mehreren Personen bestand, war der Widerstand vergeblich; ich wurde gefangen genommen und ins Gefängnis gebracht. Da saß ich nun auf meinem Strohlager; um mich selbst war mir nicht bange, aber um Euch. Ich war auf einen solchen Fall längst vorbereitet. In meinen Haaren hatte ich eine feine englische Feile verborgen; auf dem bloßen Beibe trug ich ein Hemd von starken seidenen Schnüren, aus denen ich leicht ein langes Seil drehen konnte. Mit der Dertlichkeit und Lage des Gefängnisses hatte ich mich schon längst bekannt gemacht. Es stand am Stadtgraben, und ich wußte, daß in diesem kein Wasser war. Sobald es dunkel wurde und die letzte Visitation im Gefängnis vorüber war, machte ich mich daran, ein Seil zu drehen und dann das eiserne Gitter vor meinem Fenster zu durchschneiden. Das war aber etwas mühsam. Das Fenster war hoch und ich als ein untersehter Mann konnte nicht hinaufreichen. Einen Stuhl hatte ich nicht in meinem Kerker, überhaupt nichts, das mir zum Gestell dienen konnte, als einen Wasserkrug. Auf diesem konnte ich natürlich nur mit einem Fuße stehen, und mußte also immer abwechseln, was sehr ermüdend und für die Arbeit gar nicht förderlich war. In der zweiten Nacht wurde ich mit dem Durchseilen des eisernen Gitters fertig, hob das Fenster aus, ließ mich an dem seidenen Strid hinab und kam unter dem Schutze des heftigen Regens, der die Schildwache in ihr Häuschen trieb, glücklich über den Graben und in den Wald. Als ich einmal diesen er-

reicht hatte, war mir nicht mehr bange; denn da kannte ich Weg und Steg so genau, wie ein Gärtner die Beete seines Gartens. In die Höhle wagte ich mich nicht, weil ich nicht wußte, ob man sie entdeckt hatte, sondern eilte auf mein Boot zu. Denket Euch meinen Schrecken, als ich es nicht an seiner Stelle fand! Und doch war mir's auf der andern Seite wieder ein Trost, daß ich denken konnte, Ihr würdet Euch desselben vielleicht bedient haben, um der Gefahr zu entfliehen. Aber was nun anfangen? Hätte ich nur gewußt, ob der Waldbhüter auch gefangen genommen sei; denn im andern Fall, wenn er nicht verraten war, konnte ich bei ihm wenigstens für kurze Zeit eine Zuflucht finden. Den Tag über verbarg ich mich auf einem Baum in der Nähe der Bucht, wo das Boot sonst lag, und litt Hunger und Durst. In der Nacht wagte ich mich herunter und suchte auf heimlichen Schleichwegen den hintern Eingang meiner Höhle auf. Vielleicht, dachte ich, ist sie doch den Augen der Späher verborgen geblieben. Als ich vor die Thüre kam, lauschte ich eine Weile mit gespannter Aufmerksamkeit, ob sich nichts darin hören lasse. Es war so still, wie das Grab. Nur das Schlagen meiner Pulse hörte ich. Ich öffnete leise und horchte abermals: der leiseste Atemzug hätte mir nicht entgehen können. Alles still. Nun zündete ich die Lampe an und blickte umher; alles lag unverändert, wie ich es verlassen hatte. Daraus schloß ich, daß die Höhle noch nicht entdeckt und daß Euch die Flucht gelungen sein müsse. Darin bestärkte mich der Umstand, daß ein Kompaß und das zweite Ruderpaar fehlten. Dies gewährte mir eine große Beruhigung, obgleich ich nicht wußte, wie ich nun meine eigene Flucht, die doch unaufschieblich war, bewerkstelligen sollte. Nachdem ich mich mit Speise und Trank erquicht und mein bares Geld zu mir gesteckt hatte — beiläufig bemerkt, als ich dieses noch vorfand, dachte ich: nun, der Donald ist doch ein ehrlicher Kerl! — legte ich mich auf ein paar Stunden zur Ruhe, und vor Tagesanbruch machte ich mich wieder auf die Beine und flog

auf meinen Baum. So trieb ich es zwei Tage, und als ich eines Morgens, während es noch finster war, auf meinen Baum zurückkehrte, der gerade über der kleinen Bucht stand, hörte ich unter mir etwas plätschern. Ich wurde aufmerksam, und sobald die Morgendämmerung anbrach, entdeckte ich ein Boot und ein Mann lag darin und schlief. Je heller es wurde, desto mehr überzeugte ich mich, daß es mein eigenes Boot sei; ich ließ einen Zweig auf den Mann hinabfallen, der ihn aufweckte und gab ihm ein unter den Schmugglern an der Küste verabredetes Signal. Er erwiderte es so, daß ich wissen konnte, ich sei verstanden worden. Nun stieg ich leise hinab und fand, daß der Kaufmann, mit dem ich das Geschäft trieb, den Mann, einen gewandten Schmuggler, durch das Versprechen einer ansehnlichen Belohnung bewogen hatte, das Boot in der Nacht herüberzuführen, um mich oder wenigstens die Waren zu retten, wenn es möglich wäre. Wir blieben nun den Tag über im Boote liegen, um in der nächsten Nacht die Höhle auszuräumen und den Rest wieder nach England hinüberzuführen. Wir hatten aber gut laden; die Zollbeamten waren uns zuvorgekommen, hatten die ganze Höhle ausgeplündert und nichts übrig gelassen. Glücklicherweise hatte der Mann für einen solchen Fall Lebensmittel mitgebracht, daß wir keine Not leiden durften. Wir wagten es, in der nächsten Nacht über den Kanal hinüberzufahren, obgleich kein Regenwetter kam; denn ich hielt mich jetzt nicht mehr sicher an der Küste. Es gelang uns, unbemerkt die englische Küste zu erreichen. Ich zog meine Gelder zusammen, die ich bei verschiedenen Sparkassen angelegt hatte und fuhr herüber nach Amerika, um Land anzukaufen. Inzwischen legte ich mein Geld bei einem Bankier an, der aber bald darauf ganz unerwartet Unglück hatte und seine Zahlungen einstellen mußte. Von dem Wenigen, was ich noch aus dem Untergang rettete, habe ich bisher gelebt, weil ich keine Beschäftigung finden konnte, und jetzt ist alles zu Ende. Ich besitze gar nichts mehr und muß nun wieder eine Stelle als

Matrose suchen. Es ist kein Segen in meinem Geld gewesen, weil ich es auf unerlaubte Art erworben habe."

"So habt Ihr aber sonst nicht gesprochen," erwiderte Donald auf diese ihm fremd klingenden Worte; "wie seib Ihr auf einmal auf solche Ansichten gekommen?"

"O, es ist nicht auf einmal gegangen!" fuhr Ferry fort; "ich habe mich lange genug gegen diese Erkenntnis gewehrt. Aber das Unglück hat mich mürbe gemacht, und dann haben mir die Predigten des Mannes, den wir heute gehört haben, vollends zu der Einsicht verholfen, daß ich ein großer Sünder bin und daß mich Gott darum so in die Tiefe geführt hat, damit ich zu Ihm ausblicken lerne. Ich habe jetzt Frieden im Herzen und kann mich in die Führung Gottes schicken. Es freut mich herzlich, Euch auch in der Kirche gefunden zu haben, denn ich schließe daraus, daß mit Euch gleichfalls eine Veränderung vorgegangen sein muß."

"Laßt uns lieber von etwas anderem reden," sagte Donald, bei dem dies keinen Anklang fand; "wir würden uns darüber doch schwerlich verständigen. Aber ich bin noch Euer großer Schuldner, und möchte gern etwas für Euch thun. Die Stelle des Proviantmeisters auf unserem Schiffe ist erledigt, und ich weiß noch von der Höhle her, daß Ihr Euch darauf vortrefflich verstehtet. Wollt Ihr sie annehmen, so will ich Euch dem Kapitän empfehlen. Einstweilen thut mir die Liebe und nehmt die wenigen Goldstücke von mir an; meine Schuld ist damit noch lange nicht bezahlt."

Ferry war nicht zu stolz, diese Unterstützung anzunehmen, weil er sie bedurfte und aus der Hand Gottes nehmen konnte; und nachdem Donald versprochen hatte, ihm ein andermal auch seine Geschichte zu erzählen, die wir ja schon wissen, ging jeder seines Weges. Die Wucht war bei Ferry schwer genug gewesen, ihn zu beugen, bei Donald noch nicht.

6. Die Zucht.

Es ist ein prächtiger Sommerabend; im Westen neigt sich die Sonne zum Untergang. Ringsum spiegelglattes Meer, weithin vergoldet von den schiefen Strahlen des scheidenden Feuerballs. Das Schiff gleitet unter dem Druck eines leichten Lusthauchs langsam dahin. Der Kapitän sitzt in seiner Kajüte vor den Seelarten und macht seine Berechnungen, die Matrosen sitzen oder liegen auf den Schiffstauen; einer von ihnen hat den Steueremann abgelöst und sitzt am Ruder; der Steueremann und der Proviantmeister sitzen beim Gangspil und scheinen in einer ernsthaften Unterredung begriffen zu sein. Sie sprechen mit gedämpfter Stimme, als ob andere es nicht hören sollten, wir dürfen aber schon ein wenig näher treten. Ihr kennet beide schon.

Donald hatte seinem Ferry soeben seine Lebensgeschichte, vom Felsenspalt an, erzählt, und Ferry erwidert darauf: „Das gesteh ich, eine merkwürdige Geschichte! Wie viele Beweise göttlicher Bewahrung und gnädiger Fürsorge! Es muß Euch doch immer wunderbar zu Mute sein, wenn Ihr daran denket, daß nur der Tod Eurer so vortrefflichen Mutter Euch das Leben erhalten konnte. Bei der Maria, der Mutter Jesu, war's umgekehrt; und doch wird sie in aller Welt seit 1800 Jahren als eine Heilige gepriesen, und Eure Mutter wird schon in wenigen Jahren vergessen sein, wenn Ihr sie nicht selbst schon vergessen habt.

„Nein, nein!“ sagte Donald, „vergessen hab ich sie nicht; ich denke gar oft an sie. Es ist mir nur leid, daß ich nichts für sie habe thun können, nachdem sie so viel für mich gethan und gelitten hat. Aber wenn ich einmal nach Hause zurückkehre, um meine alten Tage in Ruhe zuzubringen, dann werde ich ihr auf dem kleinen Gottesader unseres Dörfleins ein Denkmal setzen lassen, das ihr Andenken der fernsten Nachwelt überliefern soll.“

„Dann wäre für hienieden gesorgt,“ entgegnete Ferry;

„aber wie ist's mit drüben? Ihr seid damals zu klein gewesen, um jetzt noch eine Erinnerung an das Bild Eurer Mutter zu haben: Ihr habt nie Gelegenheit gehabt, Euren Dank gegen sie auszusprechen. Allem nach zu urtheilen, ist sie eine fromme Frau gewesen und in die Wohnungen des Friedens eingegangen; wie Schade wäre es, wenn Ihr nach dem Tode nicht auch dahin kämet, wo sie ist, um eine so treue Mutter endlich zu sehen und ihr für ihre Liebesopfer zu danken!“

„Und warum sollte ich nicht?“ meinte Donald.

„Warum? Darum, weil Ihr, meines Wissens, keine Anstalten treffet, um einst in der Ewigkeit in den Kreis der Frommen zu gelangen.“

„Wollt Ihr damit sagen, daß ich zu den Gottlosen gehöre? Ich kann freilich bei meinem Beruf den regelmäßigen Kirchenbesuch nicht abwarten und habe anderes zu thun, als immerdar in der Bibel zu lesen. Aber ich habe ein gutes Gewissen, und Ihr könnet Euch überall, wo ich gewesen bin, erkundigen, ob ich mich nicht allenthalben untadelhaft aufgeführt und meine Pflichten erfüllt habe; und ich meine, das sei die beste Frömmigkeit, besser als Psalmenfingen und Kirchengehen, wenn man daneben ein Schuft ist.“

Ferry wollte seinem Freunde eben auseinandersetzen, daß es noch andere Pflichten gegen Gott gebe, die Donald ganz aus den Augen setze, als die Schiffsglocke das Zeichen zum Abendthee gab und das Gespräch unterbrach.

Als Donald aus der Kajüte des Kapitäns wieder aufs Verdeck kam, sah er sich nach Seemannsweise zuerst am ganzen Horizont um und prüfte die Gestalt der Witterung mit seinem erfahrenen Blick. Der Himmel war glockenhell, die Sterne strahlten in ihrem schönsten Sonntagsgleid; aber dort hinten im Westen stieg ein Wölkchen auf, das ihm nicht gefiel; er machte den Kapitän, der eben auch die Treppe heraufkam, aufmerksam und dieser ließ sogleich alle kleinen Segel einziehen und die Matrosen sich bereit halten, auch die großen zu streichen, sobald es

nötig wäre. Ehe eine halbe Stunde verging, war der Himmel trüb; die Sterne waren alle in ihre Häuschen zurückgegangen; der Wind wurde immer stärker; da er aber hintenher kam und also das Schiff in richtigem Kurs (Richtung) vorwärts trieb, ließ man ihn gewähren und slog mit dem Schiff vorwärts wie ein Seeadler. Man war übrigens nicht weit von der irländischen Küste, und weil man jetzt bei dem trüben Himmel keine Messungen mehr anstellen konnte und fürchten mußte, auf die Klippen in der Nähe der Küste aufzulaufen, ließ der Kapitän endlich alle Segel einziehen.

Allein es war zu spät. Aus dem Winde war ein Sturm geworden, das Steuerruder konnte keine Dienste mehr leisten, und auf einmal — track! da war das Schiff mit Gewalt auf einen Felsen geschleudert und brach mitten entzwei. Stromweise schoß das Wasser herein. Man setzte die Boote aus, die Mannschaft stieg hinein, nur der Kapitän wollte sein Schiff nicht verlassen. Das Boot, in dem Donald und Ferris saßen, geriet gleichfalls auf eine Klippe, wurde von den Wogen überströmt, und nur Donald rettete sein Leben, indem er auf einen benachbarten größeren Felsen zuschwamm, der aus dem Wasser hervorragte. Ferris und die übrigen ertranken. Die beiden andern Boote kamen glücklich ans Land. Donald aber mußte auf seinem Felsen zwei Tage ausharren, bis ihn ein vorbeisegelndes Schiff gewahr wurde und aufnahm. Er hatte in diesen zwei Tagen Zeit zum Beten, und er betete auch in der Felsenspalte, wo er sich ein Lager aus Seetang bereitet hatte und nun abermals zum Felsenkind geworden war; aber er betete nur um die Rettung seines Lebens, und er scheute sich nicht, dem Gott, den er sonst vernachlässigt hatte, jetzt bloß mit dieser Bitte zu nahen; denn er meinte für einen Mann wie er, so wacker und unbescholten, sei das Gebet nur in solchen Nothfällen nötig. Er ging auch aus dieser schweren Lage, die ganz dazu geeignet war, ihm die Augen zu öffnen, als ein unbekehrter Mensch hervor, und die Bücktigung war fruchtlos.

Im Hafen von Cork, wo er ans Land gesetzt wurde, fand Donald eine Stelle auf einem Schiff, das nach der Kapstadt in Südafrika segelte, und dort gab's Gelegenheit, nach China zu kommen, das er schon lange gerne gesehen hätte. Von China kam er dann auf einem Schiffe, dessen Steuermann in der Trunkenheit ins Wasser gefallen war, durch den stillen Ozean und um Südamerika herum nach England zurück. Nun war er um die ganze Erde herumgekommen und hatte fast alles gesehen, was ein Seemann sehen kann; aber die Befriedigung, von der er in seiner Jugend so oft träumte, hatte er nicht gefunden. Ueberall fand er Unvollkommenheiten, Mängel und Elend aller Art. Das Alter kam allmählich auch heran; die Haare begannen zu bleichen; die Jugendkräfte waren nicht mehr vorhanden; aber die rastlose Unruhe in seinem Innern, die nach einer höhern Befriedigung verlangte und von ihm immer mißverstanden wurde, wie wenn man ein kleines Kind, das hungrig ist und deshalb schreit, immer umherträgt und schaukelt, statt ihm zu essen zu geben, — diese Unruhe trieb ihn abermals hinaus und noch einmal nach Nordamerika, nach Westindien, nach Java. Auf dieser ungesunden Insel wurde er krank und lag lange im Lazarett. Ganz entkräftet und abgemagert ging die hohe Gestalt aus demselben wieder hervor, gebeugt und müßig gemacht, aber nicht befehrt. Wir müssen ihn aber jetzt verlassen, um uns wieder nach den schottischen Hochlanden umzusehen.

7. Die Frucht.

Mehr als ein halbes Jahrhundert war vorübergegangen. Der alte treue Prediger des Dörchens im Hochgebirge war längst gestorben, obgleich das Andenken an ihn noch in manchem verborgenen Gebirgsthälchen, unter den Kindeskindern der Eltern, die er einst getraut hat, fortlebt. Sein Sohn, dessen Vorden auch bereits vom Alter weiß waren, predigte in einer Versammlung von Hochländern

in einer der großen schottischen Städte. Es war an einem Abendmahls-sonntag. Das Thema seiner Predigt war die Liebe Christi. Bei der Schilderung des selbst-aufopfernden Wesens dieser Liebe, die „nicht das Ihre sucht,“ erzählte er die oben bereits mitgetheilte Geschichte von der hochländischen Witwe, die er selbst noch in seiner Jugend gekannt hatte. Dann fuhr er fort:

„Ist dieser Knabe noch am Leben, was würdet ihr von seinem Herzen denken, wenn ihm nicht das Andenken seiner Mutter teuer wäre, wenn der Blick auf das ärmliche, zerrissene Umschlagtuch, in das sie ihn wickelte, um sein Leben auf Kosten ihres eigenen zu retten, ihn nicht mit unaussprechlicher Dankbarkeit und Liebe erfüllte! Und doch — was für Herzen habt ihr, meine Zuhörer, wenn sie bei diesem Gedächtniszeichen davon, daß Jesus sich selbst für euch zum Opfer gebracht hat, nicht von tiefgefühlter Liebe und anbetender Dankbarkeit erglühten!“

Ein Paar Tage darauf ließ ein sterbender Mann den Prediger um einen Besuch bitten, den derselbe auch unverweilt abstattete. Der Kranke ergriff ihn bei der Hand, schaute ihm unverwandt ins Gesicht und sagte: „Sie werden Sie können mich nicht wiedererkennen. Aber ich kenne Sie und habe noch Ihren Vater gekannt. Ich habe viele Länder und Meere durchzogen. Ich habe alle Welttheile besucht, und habe für meinen König und mein Vaterland gekämpft und geblutet. Vor einigen Wochen bin ich krank in diese Stadt gekommen. Am vorigen Sonntag war ich in Ihrer Kirche, in der Kirche meiner Eltern und Voreltern, und hörte wieder einmal in der Sprache meiner Jugend das Evangelium predigen. Ich hörte, wie Sie die Geschichte von der Witwe und ihrem Sohn erzählten.“ —

Hier wurde die Stimme des alten Seemanns zitternd, seine innere Bewegung ersticke ihn fast; doch sammelte er sich wieder einen Augenblick und rief: „Ich bin dieser Sohn!“ und dann brach er in einen Strom von Thränen aus. „Ja,“ fuhr er fort, „ich bin dieser Sohn. Nie, nie habe ich die Liebe meiner Mutter vergessen. Wohl

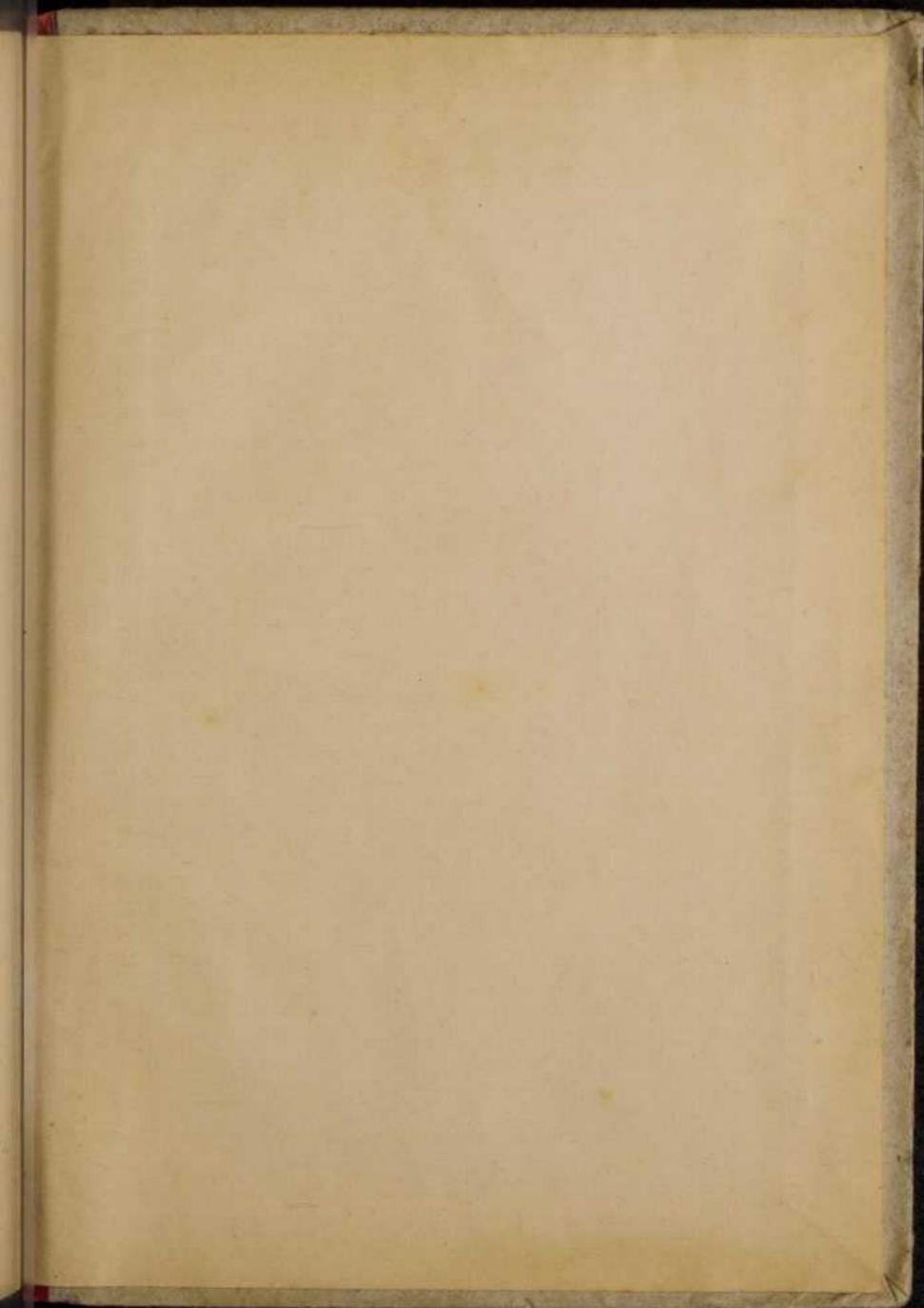
möchten Sie fragen, was mein Herz für ein Herz sein müßte, wenn ich Sie vergessen hätte. Obwohl ich sie nie gesehen habe, so ist mir doch ihr Andenken teuer, und mein einziger Wunsch ist jetzt noch, daß meine Gebeine neben den übrigen auf dem alten Gottesacker in den Bergen niedergelegt werden möchten. Aber, mein lieber Herr! was mir das Herz bricht und mich mit Scham bedeckt, ist das: Bisher habe ich nie mit den Augen des Geistes die Liebe meines Heilandes angesehen, wie er sich selbst geopfert hat für mich, einen armen verlornen, der Hölle werthen Sünder. Ich bekenne es! Ich bekenne es!" rief er, und blickte auf zum Himmel, indem von seinen Augen Thränen herabströmten.

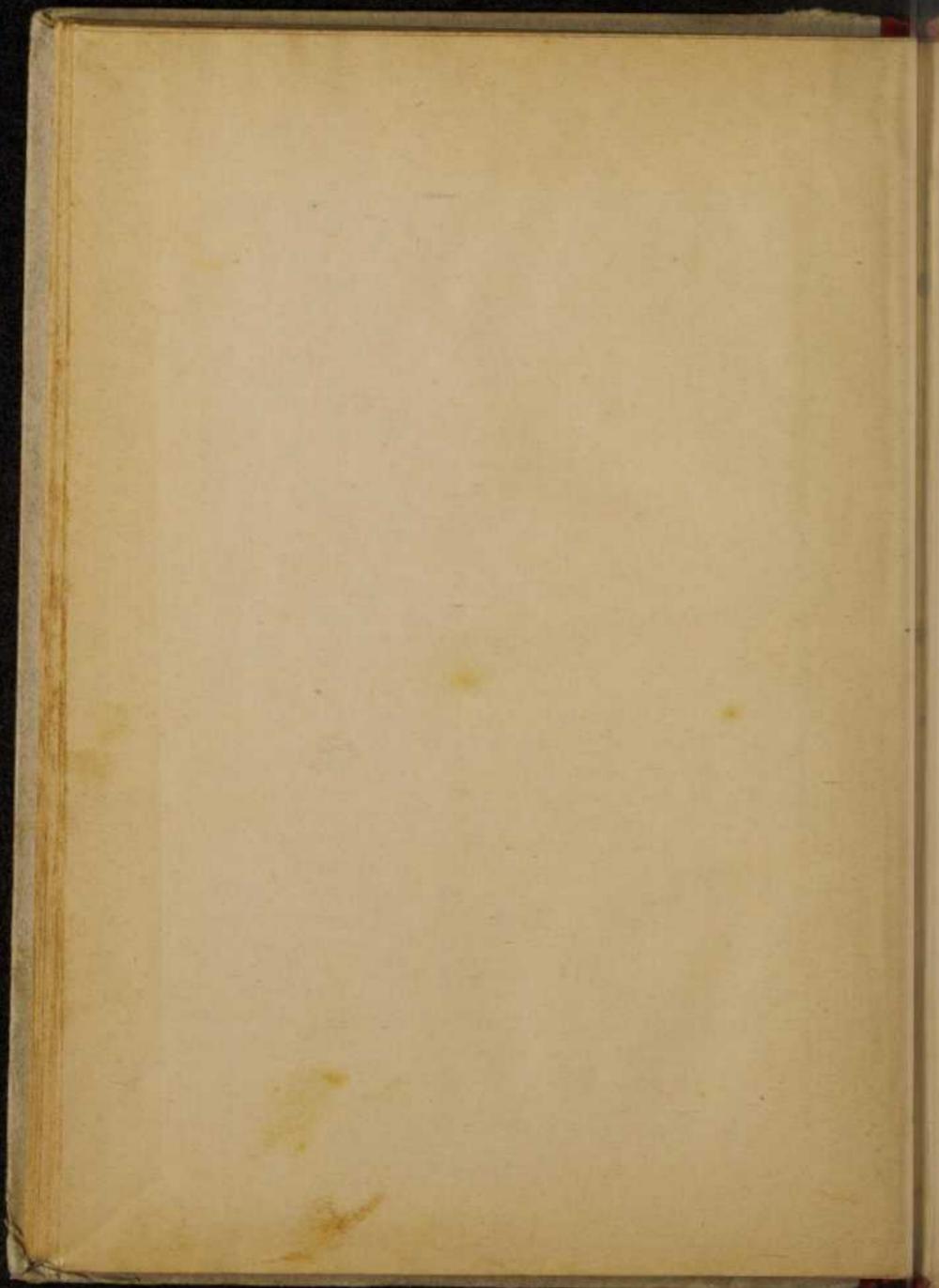
Dann ergriff er die Hand des Predigers, drückte sie fest an sein Herz und setzte hinzu: „Das hat Gott Ihnen eingegeben, daß Sie diese Geschichte erzählten. Gepriesen sei sein heiliger Name, daß meine teure Mutter nicht vergeblich gestorben ist, und daß die Gebete, die sie, wie man mir sagte, für mich zum Himmel schickte, endlich erhört worden sind. Die Liebe meiner Mutter ist durch den Segen des heiligen Geistes zu einem Mittel geworden, mir die Liebe des Heilands zu zeigen, wie ich sie nie vorher gesehen hatte. Ich sehe sie jetzt; ich glaube daran; ich habe Rettung gefunden in meinem Alter an demselben Orte, wo ich sie auch in meiner Kindheit fand: in dem Felsenspalt — aber es ist der ewige Fels!"

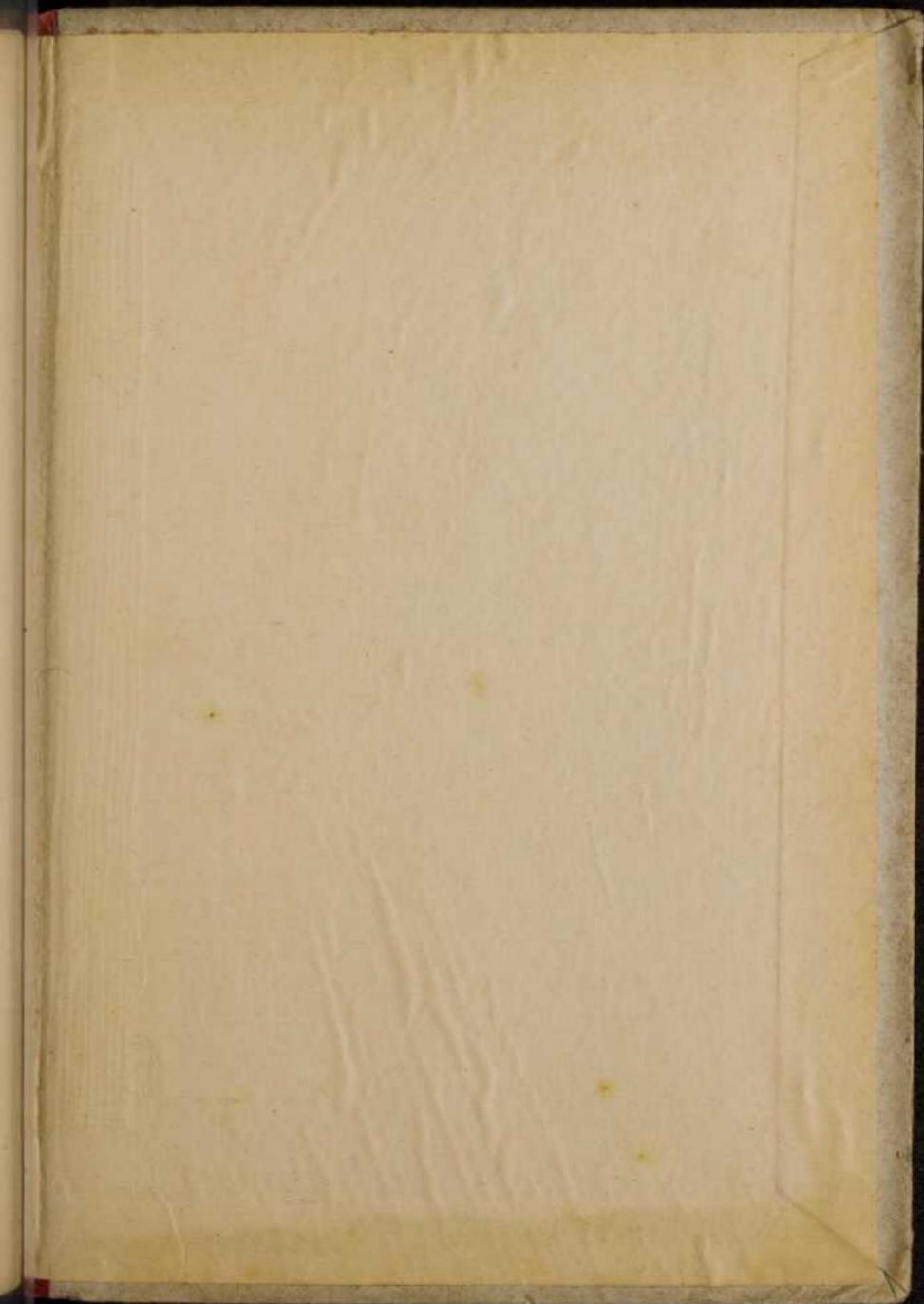
Hierauf faltete er die Hände und sagte mit inniger Wärme den Spruch her: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen!" —

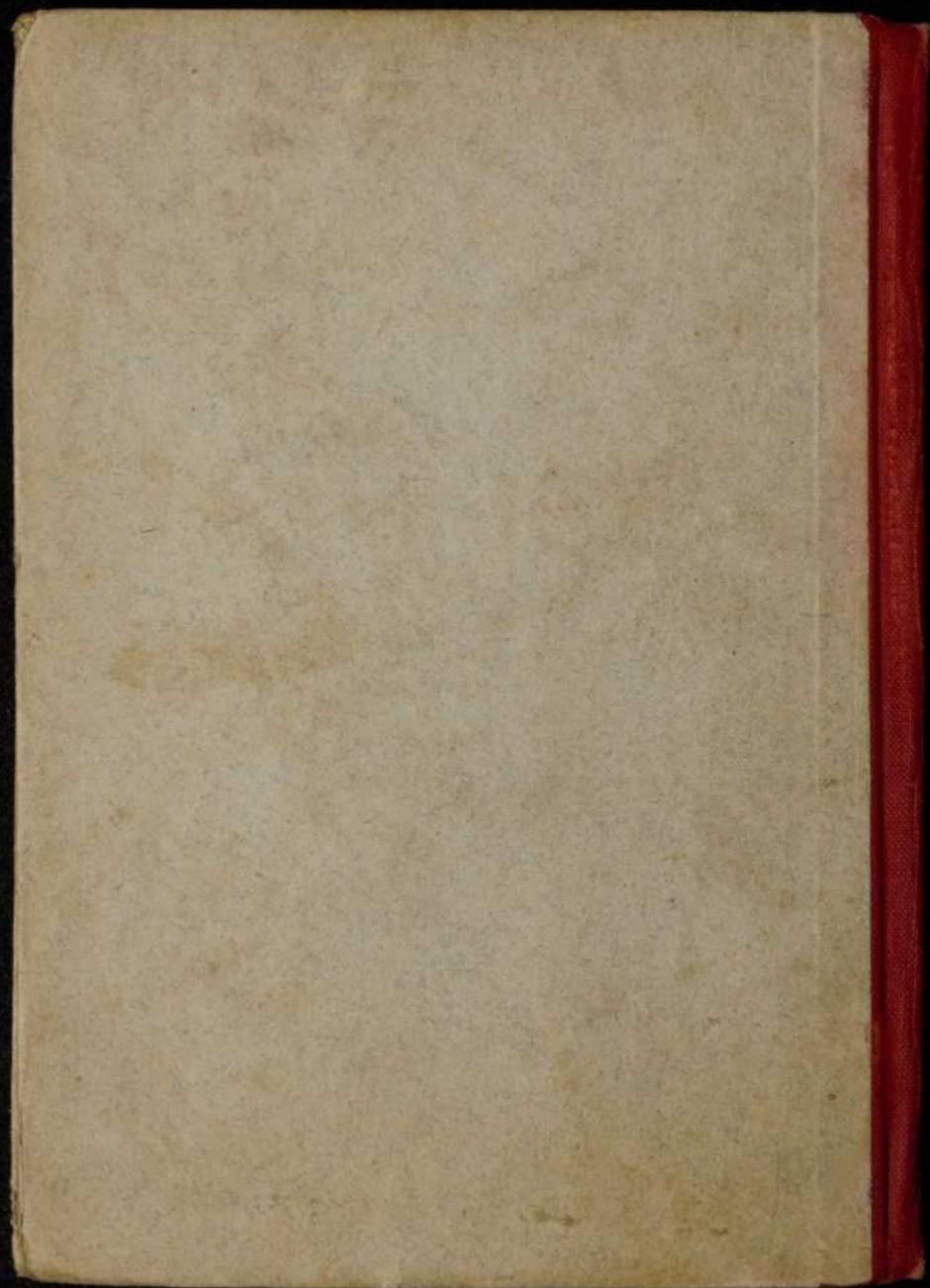
Im vorigen Jahre aber ist der hochländischen Mutter und ihrem Sohne in Schottland ein Denkmal gesetzt worden, und der Erzähler hat es gesehen.

Geschrieben im August 1850.









ZS171 E9

UB BIELEFELD

4.17

990/4475849+01



k

KLZ

99

ZS171

E9

[1901]